

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Das bayerische Hochland

Steub, Ludwig

München, 1860

Einleitung

Einleitung.

Das bayerische Hochland ist der Saum der rhätischen Alpen, in deren Tiefen das wunderbare Land Tirol sich birgt. Dieses Gebirge steigt immer höher hinan bis zu dem ewigen Schnee der Duxer- und Deßthaler Ferner, um sich dann wieder gegen Italien hinabzusinken, so daß man seine Häupter in den Lagunen von Venedig ebenso blau und ebenso prächtig ragen sieht wie auf der Sendlinger Heide bei München. Daselbe weckt an schönen Sommertagen gar oft unsre Sehnsucht nach stillem Glück in friedlichen Girtenthälern oder nach frischem Steigen in der reinen Alpenluft. Es ist reich an Gewässern, zumal an blauen, tiefen Seen und entläßt manchen Bergstrom, der selbst im flachen Lande seine wilde Natur nicht ganz verläugnen kann. Ferner mag es sich hoher Forste und fetter Auen rühmen, in denen schöne Höfe und reiche Dörfer liegen. Ueber diesen auf der weithinschauenden Höhe finden sich die grünen Almen mit ihren frohen Rinderheerden und den schalkhaften Sennnerinnen, ebenda auch die kühlen Hochwälder, reich an Genssen, aber ganz verarmt an reißendem Geethiere, da man den letzten Luchs, als er todt war, schon vor dreißig Jahren zu München sah, und seit derselben Zeit auch Bär und Wolf, selbst als Fremdlinge, nicht

wieder vorgekommen sind. Im Ganzen ist es eine milde Gattung von Gebirg, einestheils weil wenige Höhen bis an die Grenze des ewigen Schnees reichen, anderntheils weil der Landmann meist in den bequemen, fahrbaren Thälern wohnt, in denen sich fast alles Leben sammelt. Das Uebermaß der Bevölkerung hat nämlich die Menschen noch nicht gezwungen, auf steilen Bergwiesen und jähem Gesteine ihre Heimathen und ihre Dörfer zu erbauen. Den wahren Hautgout des Gebirges, Gletscher und meilenweite Felsenwüsteneien, kann man eigentlich nur an den beiden entgegengesetzten Landesmarken genießen, in den Gebieten der Zugspitz und des Watzmanns, von welchen erstere über Partenkirchen, letzterer über Berchtesgaden aufsteigt. Auf beiden kommt auch die alpenhafte Zirbelliefer vor und am Watzmann findet sich sogar das Murmelthier. So weit es bayerisch, ist dieses Hochland übrigens ziemlich schmal; von jeder Höhe in seiner Bergkette kann man bei gutem Willen Abends wieder in der Ebene sein.

Wenn der Bayer von seinem Hochland spricht, so sagt er einfach: „im Gebirg.“ Das Gebirg ist in eine Anzahl, etwa ein Duzend Landgerichte getheilt, und diese Eintheilung, die einzige, die man kennt, ist jetzt auch die volksthümliche. Gegenüber den Tirolern, die ihr Zillertal, Stubai, Oetzthal, Pässeier u. dergl. haben, gegenüber den Schwaben, die ihr Breisgau, Hügau, Ortenau und andres noch aus alten Tagen fortführen, könnte es fast auffallen, daß die einzelnen, zusammengehörenden Landschaften nicht wie anderwärts ihre besonderen Namen tragen. Wohl war da vor Zeiten ein Hausengau, ein Sundergau, ein Amber-, ein Waldengau, aber entweder gingen diese Bezeichnungen ganz verloren

oder sie sind nur noch an einzelnen Dorfschaften hängen geblieben. Man liest zwar in den Büchern von Loischthal, Fharthal u. s. w., aber dem Volke sind solche Ausdrücke nicht geläufig. Selbst das Innthal verliert diesen seinen Namen, so bald der Strom ins bayerische Gebiet eintritt. Nur „dieachenau“ und „der Fsarwinkel“ sind vereinzelte Versuche einer volksthümlichen Landbenamung. Ein fühlbarer Mangel ist es, daß nicht einmal für das Land östlich der Fsar und westlich derselben eine kurze Bezeichnung, ein Wort zu Gebote steht. Wir wagen es hier jenes das Osterreich, dieses das Westerland zu nennen, wissen aber nicht, ob wir diese neugeschaffenen Namen durchsetzen werden. Karl Siegert hat in neuester Zeit versucht, für die Gegenden um den Chiemsee das uralte und selbst im Volksmunde noch nicht ganz erstorbene „Chiemgau“ wieder schriftmäßig zu machen, wozu ihm auch nur Glück zu wünschen ist.

Die Geschichte unseres Berglandes ist gerade keine historische Fruchtsehnur, wenigstens keine reiche. Zwischen der Burg zu Schwangau und der Feste zu Hohenalzburg hat sich weiland viel weniger ereignet, als am deutschen Rheinstrom zwischen dem kaiserlichen Speier und dem heiligen Köln. Es ist weder zu Tölz noch zu Miesbach, weder zu Traunstein noch zu Garmisch je etwas Großes, Weltbewegendes vor sich gegangen. Man weiß von keiner Entscheidungsschlacht, keinem Friedensschlusse, die hier eine Stelle gefunden. Es gibt da kein Ryswick und kein Rastadt, kein Granson und kein Waterloo. Diese Gauen am Saume der rhätischen Alpen marschiren zwar immerdar in gleichem Schritt und Tritt mit den Geschicken des Herzogthums zu Bayern, aber

doch nur im zweiten Glied, in einem gewissen Stilleben und ohne viel Redens von sich zu machen, denn die wittelsbachische Geschichte hat sich von jeher mehr abwärts, von München nach Landshut gegen Ingolstadt und Straubing zu ihr Theater gesucht. Auch in den Bruderfehden, Bürgerkriegen und Erbschaftsstreitigkeiten, wenn die theuren Herzoge die Länder, die ihnen göttliche Vorsehung und kaiserliche Gnade zur Beglückung anvertraut, mit furchtbarer Verheerung schlugen, scheint sich das wilde Gejaid sehr selten bis da herauf gezogen zu haben. Nur über dem Inn, wo Chiemsee, Reichenhall und Berchtesgaden, tritt die Historie in größerer Fülle auf, obgleich sie auch hier in früheren Zeiten zumeist nur von Hader, Zweigung und Verwüstungen erzählt. Ich glaube übrigens, daß das kluge Volk des Gebirges niemals gewünscht hat, von der ernsten Elio oft sehr fühlbaren Fußtritten häufiger behelligt zu werden, nur um in der bayerischen Geschichte eine sehenswerthe Rolle zu spielen. Es paßt zu solcher Bescheidenheit, daß in diesen gesegneten Gegenden auch an historischen Charakterköpfen, an Berühmtheiten einiger Mangel zu verspüren ist, ein Ausspruch, den wir selbst auf die Gefahr hin wagen, daß bis zur nächsten Auflage aus hundert Orten die wichtigsten Personen, deren Wiege dort gestanden, uns vorwurfsvoll entgegengetragen werden, Aebte und Bröbste, Landrichter und Assessoren, Studienlehrer, Bürgermeister und andere Treffliche mehr.

Damit ist natürlich keineswegs gesagt, daß für den fleißigen Forscher, der aus interessanten Kleinigkeiten das Große zu schaffen versteht, nicht auch hier ein blumenreiches Feld sich öffne. Die Welsen auf dem Lechraim,

die Undechser im Huosigau, die mächtigen Grafengeschlechter in den Ländern am Inn und im Chiemgau geben manches zu erzählen; insbesondere aber ist die Geschichte der Abteien und der Stifter, die am und im Gebirge lagen, nicht ohne mannichfachen Reiz. Minder wird der Freund der Baukunst und der Bildnerei seine Augenweide finden, denn die alten Münster sind fast alle dahingegangen und verschwunden. Als die Klöster reicher und üppiger geworden, strebten sie nach spielender Heiterkeit und leichtem Glanze, wie im Leben so auch in ihrem Kirchenbau. Wie konnte es sonst kommen, daß der Schnörkel, der sinn- und bedeutungslose Schnörkel, die Gemüther so bezauberte, daß alle Mahnung an die vergangenen Jahrhunderte, alle Ehrfurcht vor den Denkmälern des eigenen Alterthums, alle Dankbarkeit gegen die Gründer und ihre zurückgelassenen Wahrzeichen vernichtet war? So geschah es, daß in den letzten drei Jahrhunderten fast alles zu Grunde ging, was ans ernste Mittelalter, an die Zeiten Gregors VII. und Innocenz III., an die feierliche Pracht unserer Gothik erinnerte. Die Kreuzgänge wurden eingerissen, die Grabsteine der ritterlichen Wohlthäter zer schlagen, die ragenden Thurmhüte mit zwiebelartigen Kuppeln vertauscht, die spitzbogigen Fenster ausgebrochen und gegenförmige dafür eingesetzt, das Innere farbenreich betüncht oder abgeweißt und die Decken von schlechten Pinseln aus der Nähe oder Ferne bemalt. Nur selten noch, daß ein anziehendes Monument, ein würdiges Portal oder gar ein ganz erhaltenes Gotteshaus aus früheren Zeiten den Kenner zur Beschauung reizt. Wenn man bedenkt, wie reich im Mittelalter diese Stifter, wie prächtig ihre Dome, wie bedeutsam ihre Denkmäler

gewesen, so kann man nur immer und immer wieder bedauern, wie viel Werthvolles und Unersehliches durch den Ungeschmack der späteren Jahrhunderte vertilgt worden ist.

Uebrigens wäre es ein Irrthum, zu behaupten, es habe das ganze Gebirge immer zum Herzogthum Bayern gehört; vielmehr erfordert die Wahrheit einzuräumen, daß zwei Landschaften viele hundert Jahre hindurch ihren eigenen Bahnen folgten; und zwar die eine am östlichen, die andere am westlichen Ende des Höhenzugs. Erstere war die gefürstete Probstei zu Berchtesgaden, im zwölften Jahrhundert gestiftet und später reichsunmittelbar, bis sie endlich nach der Auflösung des deutschen Reiches an Oesterreich und später, 1810, an Bayern gerieth; letztere ist die Grafschaft Werdenfels mit den Flecken Partenkirchen, Garmisch und Mittenwald, die bis zu derselben Zeit ein Eigenthum des Hochstifts Freising war und erst damals an den bayerischen Kurhut fiel. Diese beiden Gebiete haben also eigentlich ihre eigene Geschichte, und die der gefürsteten Probstei verläuft auch nicht ohne Leben und Bedeutsamkeit, während die der Freisingischen Grafschaft nur ein dünner Faden ist, der sich still und geräuschlos um die Spule der Zeiten windet.

Wo das Volk, mit dem er hauset, seinen Ursprung habe, diese Frage möchte wohl auch dem leichtfertigen Sommerfrischgaste nicht ganz gleichgiltig sein. Die Abstammung der Bojoaren oder Bajuwaren ist aber fast ein Räthsel. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts sind sie plötzlich da, breit und mächtig, zwischen dem Lech und der Ens, und kein Mensch weiß mit Sicherheit zu sagen, woher sie gekommen. Deshalb denn

Vermuthungen aller Art. Daß ein so zahlreiches Volk vor seiner Namhaftwerdung gar nicht existirt habe, plötzlich aus Nichts entstanden sei, ist natürlich nicht anzunehmen, desto sicherer aber, daß es vorher sein Leben unter fremdem Namen geführt habe. Da nun nicht lange vorher, ehe der Name der Bajuwaren aufkömmt, in der böhmischen Nachbarschaft jener der Markomannen untergeht, und da man eben so wenig weiß, wo die Markomannen hin-, als wo die Bajuwaren hergekommen, so ist Caspar Zeußens Meinung, daß dieses Volk eine Fortsetzung des markomannischen sei, jetzt fast die allgemeine geworden. Auf geistreiche Weise hat in neuester Zeit Dr. Quitzmann die Lösung dahin festzustellen versucht, daß wir Markomannen und Quaden als unsre Ahnen zu verehren haben. Die Ansicht, daß die Bayern von den keltischen Boiern abstammen, hat zur Zeit nur noch einen namhaften Vertreter, den Herrn Rechtsanwalt Dr. Karl Siegert zu Traunstein. Wer über diesen Fragen ein halbes Stündchen weiter zu bringen will, der findet am Schlusse noch einige Erörterungen.

Der alte Volksglaube war übrigens ein anderer und fiel mit keiner der neuern Ansichten zusammen. In früheren Jahrhunderten meinten nämlich die Bayern, sie seien eigentlich aus Armenien gekommen, eine Sage, deren wir später wohl noch einmal gedenken werden.

Uebrigens ist auch nicht alles Volk dieses Gebirgs aus dem bajuvarischen Stamm hervorgegangen. In der Grafschaft Werdenfels und an der Amper bis hin an den Ammersee wird noch heutiges Tages die schwäbische Mundart gesprochen. Auch sind diese Landschaften, die früher meist hohenstaufisch waren, erst nach dem Tode

Conradins durch Erbschaft an die Herzoge von Bayern gefallen, haben aber bis jetzt ihre altschwäbische Signatur getreulich bewahrt.

Endlich noch ein paar Worte von einem längst verkommenen Volke, von den Römern. Auch an diese mahnt noch hie und da nicht bloß ein Fund, der unter der Erde gelegen, sondern auch ein lebendiger Ortsname. Zumal in der Grafschaft Werdenfels, wo ehemals das römische *Bartanum*, jetzt *Bartenkirchen*, stand, und in den Gegenden um das alte *Juvavum*, jetzt *Salzburg*, finden sich derartige Erinnerungen. Es sind zunächst die Orte, die von den *Walen*, *Walchen* benannt sind, wie *Walgau*, *Walchensee*, *Traunwalchen*, *Lügelwalchen*, denn *Walen*, *Walische* nannte der Deutsche dazumal die Römer, wie er noch jetzt den Italiener einen *Welschen* nennt. Die lateinische Sprache, obwohl jetzt längst verschwunden, lebte doch auch nach der Völkerwanderung noch eine gute Weile fort. Noch im neunten Jahrhundert und selbst später erwähnen die oberbayerischen Urkunden da und dort der *provinciales romani*, römischer Landleute, die bis dahin ihre Sprache erhalten hatten.

Welches ist aber der Charakter der Altbayern? In dieser Beziehung erweist sich die Nation als sehr empfindlich, und wer sich nicht der Volkssprache aussetzen will, darf wohl einige Vorsicht anwenden. Lehnen wir uns daher an Vater Aventin, der sich über die heikle Frage ungefähr also vernehmen läßt:

„Das bayerische Volk — gemeiniglich davon zu reden — ist schlecht und gerecht, läuft gern Kirchfahrten, hat auch viel Kirchfahrt, legt sich mehr auf den Ackerbau und das Vieh, denn auf die Kriege, denen es nicht

stark nachläuft, bleibt gern daheim, reist nicht viel aus in fremde Lande, trinkt sehr, hat viel Kinder, ist etwas unfreundlich und einmüthig (herbe), da es nicht viel auskommt, wenig Hantierung treibt, fremde Lande und Gegenden wenig heimsucht. Es achtet nicht der Kaufmannschaft und kommen auch die Kaufleute nicht viel zu ihm. Der gemeine Mann darf sich nichts ohne Ge-
schäft der Obrigkeit unterstehen, wird auch in keinen Rath genommen oder zur Landschaft gefordert; doch ist er sonst frei, gibt seinem Herrn, der sonst keine Gewalt über ihn hat, jährlich Zinsen und Scharwerk, thut sonst was er will, sitzt Tag und Nacht beim Wein, schreit, singt, tanzt, kartet, spielt, mag Wehren tragen, Schweinspieß und lange Messer. Große und überflüssige Hochzeit, Todtenmale und Kirchtage haben ist ehrlich und unsträflich, gereicht keinem zum Nachtheil, kommt keinem zum Uebel“ u. s. w.

Diese Beschreibung, obwohl schon vor dreihundert Jahren abgefaßt, ist gleichwohl noch heutiges Tages sehr zutreffend. Nur wegen des Weines wäre zu bemerken, daß jetzt das Nationalgetränk ein anderes ist, welches wir hier kaum zu nennen brauchen.

Wentin geht über dieses hinweg und spricht vielmehr mit sichtbarer Liebe und Gründlichkeit von dem edlen Saft der Reben. „Wein,“ sagt er, „bringt man aus andern Ländern zu Land und Wasser, nämlich ab dem Rhein, Neckar, aus dem Elsaß, welschen Landen, Krain, Histerreich (Istrien), Beltlinerthal, Tramin, Franken und Oesterreich.“ Dieser Bericht gibt uns ein schönes, reiches Bild von den Kellerschätzen der damaligen Trinkstuben zu München und im Lande Bayern. Welche Betriebsamkeit in diesem würdigen Artikel, welche Manich-

faltigkeit der Etiquetten auf den damaligen Weinkarten! Trotz der vielgerühmten Riesenblüthe des neuern Verkehrs haben wir in diesem Stücke doch wesentliche Einbußen erlitten, denn die edlen Tropfen aus dem Elsaß, von Krain und Histerreich und aus dem Beltlinerthal sind weder bei Ott, noch bei Wittnacht oder Lungelmaier, ja selbst in der Weinhalle des Herrn Franz Müller nicht mehr aufzufinden.

Im Uebrigen aber kann man noch immer wiederholen, das bayerische Volk, d. h. das Landvolk ist schlicht und gerecht. In dieser Beziehung hat sich nichts geändert, wenigstens nicht zum Schlechtern. Der Bauer weiß wenig von der großen Welt und ihren Tücken, aber er weiß freilich auch manches andere nicht, was er wissen sollte. Bei vielen guten Eigenschaften, die seine Schlichtheit mit sich bringt,¹ fehlt überdies meist jede Anmuth und der Reiz einer gewinnenden Menschlichkeit. Der tirolische, auch der schwäbische Landmann macht durchschnittlich einen bessern Eindruck. „Unfreundlich und einmüthig,“ wie zu Aventins Zeiten, sieht sich der Stamm noch heut zu Tage an. Das erklärt sich vielleicht,

¹ Als ein Beispiel von Einfalt und Herzlichkeit mag es gelten, daß mancher Handelsmann in den Landstädtchen vermöglicly wurde, weil ihm die Bauern alle ihre Erbkreigungen übergaben und keine Zinsen verlangten, vielmehr noch gerne ein Procent „fürs Aufheben“ bezahlten. Diese Uebung ist allerdings abgekommen; man kauft jetzt schon vielfach Staatspapiere. Gegen Hypotheken gibt sich ziemliche Abneigung kund. Die Schätzungen auf dem Lande sind sehr unzuverlässig und es ist daher schon viel Geld verloren worden. Man leiht eben so gern auf Handschein. Es gibt aber auch noch viele Bauern, die ihre Ersparnisse zu Tausenden einfach zu Hause in der Truhe liegen lassen.

wenn wir uns erinnern, daß Altbayern seit tausend Jahren, von den Ungarnkriegen bis auf die Tage von Abensberg und Schmühl, ein fortwährendes Schlachtfeld war, ewig von roher Soldatesca überzogen, zuweilen auch, wie nach dem dreißigjährigen Kriege, ein vollkommener Schutthaufen. Der beständige Haß und Hader und Streit mit den lästigen Freunden und den verhaßten Feinden oder der unmächtige Zorn über ihre Gewaltthaten und Verwüstungen mußte das Volk nachhaltig erbittern und konnte ihm kaum zu feineren Sitten verhelfen. Die Gabe der Rede ist ihm meistentheils in geringem Maße zugekommen, und wer z. B. einen einfachen Rechtshandel so darzustellen weiß, daß er halbwegs verständlich klingt, gilt schon für einen „Sprecher,“ ihn nimmt man mit, wenn man zu Gericht, zum Sachwalter geht, oder ein Geschäft abschließen will. An Gerechtigkeit fehlt's nicht. Obgleich der Landmann mitunter gerne streitet, hört er doch auf vernünftiges Zureden und ist für Berufungen auf seine Ehre, seine Redlichkeit nicht unempfindlich. Der Beamte, der Priester, der sich sein Vertrauen erworben, kann durch verständige Leitung sehr viel Gutes wirken, obgleich man oft über die Werkzeuge, mit denen der Zweck erreicht wird, billig staunen muß; denn wenn sich die blöden Augen nicht gütlich öffnen wollen, werden sie zuweilen und namentlich in den Kanzleien mit den größten Brecheisen aufgethan. Wo der Bauer nicht gerade heraus und derb sein kann, ist er schüchtern und unbehilflich; doch läßt er sich zwar, wenn es sein muß, hudeln und hunzen, aber er kriecht und heuchelt nicht. Ein Schmeichler, ein Schwäger, ein Kenommist sind Typen, die diese Natur nur sehr sparsam hervorbringt. Was die edlen Metalle

betrifft, so ist unser Landmann anständig — über einen Groschen streiten hält er nicht der Mühe werth. Er gibt zwar nicht gerne, aber er hebt auch nicht wie der Italiener und der Schweizer bei jedem mühelosen Dienstchen, das er leistet, bittend die Hand auf, vielmehr schweigt er oft bescheiden, wenn eine Gabe vergessen wird, auf welche er Anspruch hätte. Vorzüglich aber läßt sich sein gutes Herz verspüren, wenn in der Nachbarschaft ein Unglück, etwa durch Brand entsteht; es springt dann Alles von Nah und Fern herbei, um die Noth zu lindern und den Schaden gut zu machen.

Der häusliche Umgang zeigt selten jenen Zartfinn, jene einfache Lieblichkeit, welche uns die Dichter in ihren Idyllen schildern. Zum Unterschied von den Chinesen genießt z. B. das Alter sehr wenig Achtung. Der Bauer, der im Austrag lebt, pflegt den Tod gewöhnlich nicht zu fürchten, weil er täglich hören muß, daß er auf der Welt zu nichts mehr nutz sei. Ueber Gattentreue und Geschwisterliebe könnten wir auch nicht lauter Gutes berichten. Möglich, daß die Minne diese eckigen Herzen glättet und die Zungen beredter macht — und doch ist fast anzunehmen, daß Jungpolyphe, der sicilische Cyclope, seiner weißen Galatea, da er sie zu Butter und Käse lud, viel süßere Worte gab, als ein Dachauer Knechtlein jetzt aufwendet, wenn es sein braunes „Mensch“ zum Bier führt.

Daß das bayrische Volk, wie Aventinus sagt, den Kriegen nicht stark nachläuft, ist damals, wo es nur gemiethete Landsknechte gab, wohl ein gutes Zeichen gewesen, soll aber nicht bedeuten, daß es ihm an kriegerischer Tüchtigkeit fehle. Sagt ja schon jener oft citirte Poet im dreizehnten Jahrhundert vom Bayerland:

„Vom Streite redt da mehr ein Knecht dann dreißig
anderstwo.“

Die Altbayern zeigten sich auch seitdem mit Ehren auf allen Schlachtfeldern und die jungen Bursche sind jetzt noch durchwegs gerne „bei der Militär.“ Ja im Oberlande tritt diese Freude am Kriegshandwerke sogar mit einer gewissen Ostentation hervor. Man findet dort nicht nur auf vielen Friedhöfen Obelisk, Pyramiden und Denksteine mit den Namen der Tapfern, die in den französischen Feldzügen gefallen, sondern auch allenthalben Veteranenvereine, die sich jährlich eine Messe lesen lassen und dann ein fröhliches Mahl begehen, im Wirthshause am „Soldatentisch,“ über welchem in gläsernem Kästchen das Handwerkszeichen schwebt, ein Hauptmann von den Grenadieren, Tambour, Fähnleinführer und Gemeine, alle sauber ausgeschnitten zu Ammergau und dort bemalt. Leider nur, daß die Kampfeslust, die Sehnsucht nach kriegerischen Vorbeeren, wenn sie am unrechten Ort, im Heimathsdörflein ausbricht, oft blutige Striche durch die grüne Idylle zieht. Mancher blühende Jüngling fällt da am heiligen Kirchweih- tage durch den Schlagring und das Messer, ohne zu wissen warum — aus Muthwillen, wegen einer Albernheit. Doch ist anzuerkennen, daß die Wirthshausraufereien in manchen Gegenden ganz verschollen sind und in allen abnehmen. Nicht zu läugnen ist aber, daß der Stamm oder vielmehr die Nachtseite des Stamms zur Zeit noch überhaupt einen Hang zu rohen und wilden Verbrechen an den Tag legt. Das Schwurgericht hat da manche Enthüllung gebracht, die uns schauern machte. Manche schwere Klage geht darüber unter den Bessern um, doch der harmlose Schilderer bricht hier

gerne ab, nicht würdig der Propheten donnernde Straf-
worte erschallen zu lassen.

Alles zusammen genommen, scheint es sich zu bestätigen, daß die ländlichen Tugenden, mit denen uns die Poeten so lange Zeit am Narrenseil herum geführt, nach den neuern Forschungen sich eigentlich in den Städten finden. Von Sittenreinheit ist dort keine Rede — man könnte höchstens die Sitteneinfalt rühmen, wenn diese ohne jene einen Werth hätte. Aber selbst über dieser Einfalt brütet eine unerquickliche Noheit, die nur für den verdorbenen Gaumen wunderlicher Liebhaber ihren Reiz haben mag. Es ist fast zu vermuthen, und in manchen lebt jetzt schon die Ueberzeugung, daß man am Ende, wenn die Studien geschlossen sind, den verhältnißmäßig besten Menschen im Mittelstande auffinden wird, im gebildeten Mittelstande, wo, wenn nicht überflüssiger Reichthum zu Müßiggang und Ueppigkeit führt, eine würdige Arbeit die geistigen Kräfte stählt, ein feiner Sinn für Sitte und Ehre sich ausbildet, und die Tugenden des Hauses blühen, das die Muse gerne verschönert. Es ist auch dort muthmaßlich der beste Boden und die fruchtbarste Erde, wo zuletzt noch alles eine Stätte findet, was die Weisen und die Edlen aller Zeiten und aller Länder gedacht und erdonnen haben, um den Menschen seinem Ideale näher zu bringen.

Um aber wieder auf den oberbayerischen Bauern zurück zu kommen, so sieht unser hochwürdiger Clerus bedenklich auf seinen Bruder und Landsmann, dessen Erziehung er anderthalb Jahrtausende geleitet, und scheint jetzt zur Ergänzung seiner Leistungen die Schule nicht ungern herbeizuführen. Das Schulwesen ist zwar äußerlich sehr gut organisirt, die pädagogischen Anpflanzungen

folgen sich auf dem platten Lande in ziemlich kleinem Abstände, die Gärtner sind allenthalben bestellt und nicht unfleißig, aber die Früchte wollen doch auf unsrer kalten Hochebene nicht recht zur Zeitigung gelangen. Die jungen Bajubaren lernen etwas Schreiben und Rechnen, die Hauptsache aber ist der Religionsunterricht. Man lehrt die Kinder in sieben Tempe die heiligen Sacramente oder die Todsünden herab sagen, und alle Fragen des Katechismus mit einer Fertigkeit beantworten, welche in Erstaunen setzt. Als Paradepferd werden auf den Prüfungen auch etliche Seiten aus der bayerischen Geschichte vorgeführt. Sie werden mit großer Behendigkeit und ohne das mindeste Stocken recitirt, genau so wie sie im Büchlein stehen. Der hochwürdige Herr Schulinspektor, der auf dem Katheder sitzt, nicht huldvoll mit dem olympischen Haupte, wenn das Mädchen lustig schnurrt, bedenkt aber nicht, daß die Kinder von dem Sinn der Worte, die sie so eifrig von sich schnellen, auch nicht eine Ahnung haben. Die liebe Jugend versteht natürlich die Schriftsprache so glattweg nicht, aber es gibt sich auch niemand die Mühe, sie ihr zu erklären. Das Verständniß zu wecken, Freude an den erworbenen Kenntnissen zu erregen, Einsicht in deren Bedeutung zu schaffen, das scheint weit jenseits der Aufgabe dieses Unterrichts zu liegen. Gerade darin, mein ich, liegt aber der Grundfehler unsrer Landschulen — sie bilden nicht — sie sind nur, „daß die Zeit vergeht“ oder wie ein anderer sagte, „sie halten nur auf.“ Darum so viele, die in ihrem ganzen Leben nicht einsehen, wozu das Lernen gut sei, so manche, die nur das Beschwercliche fühlen, wenn sie wegen ihrer, obwohl geringen Kenntnisse so oft zu allerlei öffentlichen Diensten bei-

gezogen werden. Der Gemeindevorsteher zu ** ist nicht der Einzige, der jammernd spricht: hätt' ich nicht schreiben und lesen gelernt, brauch't ich nicht Gemeindevorsteher zu sein!

So wie die langen Jahre der Schule vorüber sind, ist das erste Geschäft, sich das Gelernte aus dem Kopfe zu schlagen. Es gibt Landleute von dreißig bis vierzig Jahren, die noch ihren Namen zu schreiben vermögen, weil sie diese Kunst doch alle Jahre etlichemale üben mußten, aber das Lesen haben sie ganz vergessen. Unter all den Schriften, die der deutsche Genius jedes Jahr hervorbringt und mitunter dem Landmann eigens dedicirt, ist nicht eine, die in diesen Gemächern Zutritt erlangte. Man findet über der Stubenthüre nur etliche alte abgegriffene Gebetbücher und den Kalender. Die ganze Weisheit des Landmanns ist daher eine rein traditionelle, es weiß durchschnittlich keiner mehr, als was er von Vater und Mutter, vom Nachbar oder im Wirthshaus gehört und behalten hat, und ungefähr einer so viel wie der andere.

Und doch ist auch in diesen Dörfern schon die Kunde erschollen, daß mancher Bauernsohn ein reicher oder vornehmer Herr geworden und vor Gott und Menschen zu Ehre und Ansehen gekommen sei, weil er ordentlich schreiben und lesen gelernt. Wären's nicht die Münchner Rusticalcelebritäten, so sind es unter andern auch die Braumeister, die jetzt mit vollen Börsen aus den niederländischen und scandinavischen Ländern zurückkehren, „ganz tief nach der Schrift,“ d. h. hochdeutsch sprechen, und den Augen der phönicischen Erfindung ihren erstaunten Landsleuten beredsam predigen. In der That gibt es selbst im Flachlande schon einzelne

Ortschaften, welche manche Spende fließen lassen, sei es um eine Schule, wenn sie keine haben, zu erhalten oder um die bestehende besser zu begaben.

Der verständige Landmann, der etwas von der Welt gesehen, hofft überhaupt auf seine Schule wie der Deutsche im Allgemeinen auf seine Zukunft. Auch hat das Jahr achtundvierzig den Bauern wunderbar aufgeschreckt aus seinem paradiesischen Schlummer — er hat mit Erstaunen gefunden, daß er nackt sei — d. h. daß er noch verschiedene politische Gewänder, Handschuhe und Stiefel anlegen müsse, um würdig aufzutreten in der schönen Halle, welche ihm unsre Verfassung eröffnet hat. Er studirt jetzt auch die Fragen der Zeit — er liest einzeluweise schon seine Journale und wird zusehends geschickter. Bei den Wahlen zum letzten Landtage, wo es das Ministerium Pfordten-Neigersberg galt, trat er plötzlich in einer Vollzähligkeit auf den Kampfplatz, wie nie zuvor. Die meisten wußten auch worum es sich handelte oder trafen doch sonst in ihres Gefühles dunkeln Drang die richtigen Männer, während Hr. K. an der Schrannehalle zu München harrend stand, und als die telegraphischen Depeschen aus den oberbayerischen Städtlein einliefen, betrübt das Haupt schüttelte und ausrief: O die Simpel! Im letzten Frühjahr waren sie auch plötzlich alle in der Höhe, als die Oesterreicher nach Italien durchmarschirten. Ihrem kurz-sichtigen Auge war der ganze Streit nichts anders, als ein Kampf der Deutschen gegen die Welschen. — Darum alle Liebe und jedes Opfer für die Gladiatoren, die vorüberzogen mit einem morituri te salutant. Nachher schüttelten sie freilich die Köpfe, als die armen Leute aus der französischen Gefangenschaft zurückkehrten und

berichteten, welche heillose Führung und Verpflegung sie erlitten und wie jämmerlich es zugegangen. Früher, in den Bewegungsjahren, spendete der Bauer manches Kreuzerlein, sogar für die deutschen Herzogthümer über der Elbe, so fern sie ihm auch lagen — das Hoffen und Harren auf die Weisheit und Gerechtigkeit unsrer Gewalten hat aber selbst die deutsche Geduld zu Tode geritten — man denkt nicht mehr an Schleswig-Holstein, um sich nicht schämen zu müssen, und insofern war es ganz überflüssig, daß später die bayerische Polizei alle Sammlungen für die unglücklichen Brüder verbot.

„Bleibt gern daheim, sagt unser Landsmann ferner, reist nicht viel aus in fremde Lande und achtet nicht der Kaufmannschaft,“ was auch sehr wahr ist. Während in Tirol so viele Thäler ihre Goldgruben in der Fremde fanden, wie die Zinster mit ihren Kanarienvögeln, die Zillertthaler mit Handschuhen und Alpenliedern, die Stubaier mit Eisenbarren, die Grödner mit Schnitzwaaren, die Teseregger mit Teppichen u. s. w., ist in Altbayern wohl kein einziges Dorf zu benennen, das seine Neze auf diese Art in die weite Welt hinausgeworfen hätte. Nur die Flosfleute allensfalls, die Lenggriecher und die Tölzer, die, früher wenigstens, immerdar zwischen Wien und Pesth und Tölz und Lenggrieß unterwegs waren, die Schiffleute auf dem Inn und auf der Donau vertreten den altgermanischen Wandertrieb.¹ In neuerer Zeit gibt allerdings, wie schon erwähnt, das Verlangen der Völker nach bayerischem Bier eine gute Gelegenheit fremde Länder zu sehen und der Menschen Denkungsart

¹ Auch der Hanswurst bei den Seiltänzerbanden, hauptsächlich böse Zungen, spreche in ganz Deutschland den alten bayerischen Dialect, kann ihn aber auch sonst gelernt haben.

zu erforſchen. Auch Amerika fängt jetzt zu winken an. Vor zehn oder fünfzehn Jahren war eine Wanderung über's Meer noch unerhört — jetzt iſt ſie nicht mehr auffallend. Obwohl ſchon mancher ohne Glück zurückgekehrt, erquickt doch viele die frohe Botſchaft, daß dorten überm Ocean jeder ſeine Nahrung verdienen dürfe, wie er könne, und einen eigenen Herd gründen möge, wo er wolle. Dieß zieht manches Bärchen „ins Amerika.“

„Trinkt ſehr“ iſt eine Ausſage, die jetzt nur mit einiger Beſchränkung zu verſtehen. Der Landmann lebt eigentlich in der Woche mäßig, von Mehlspeifen, Pflanzenkoſt, Milch und Waſſer, nur an den höchſten Feſttagen ſieht er Fleiſch und Bier auf ſeinem Tiſch; doch iſt es nicht unüblich am Sonntag ein Räuſchen aus der Schenke heimzutragen. Manche Charaktere gibt es auch, die ſich abſichtlich mehrere Wochen des Nationalgetränkes ganz enthalten, dann aber einmal von Weib und Kindern Abſchied nehmen um etliche Tage ohne Unterbruch im Wirthshaus zu verleben. Sie bleiben da auch bei Nacht in ruhiger Entzückung auf der hölzernen Bank liegen, thun dann am Schluſſe einen langen tiefen Schlaf und kehren wie von einer Badecur wieder neugeſtärkt in den Schooß ihrer Familie zurück. Man behauptet, dieſe Manier ſich mit den Freuden des Trunkes abzuſinden, ſei gerade den tüchtigſten, kräftigſten Arbeitern, zumal den Schmieden und den Zimmerleuten eigenthümlich.

„Hat viel Kinder,“ darunter auch uneheliche, worüber ſich vielleicht ſpäter zu reden Gelegenheit ergeben wird.

Schließen wir, um nicht zu lange zu werden, mit

der Vorliebe zu Wallfahrten, Hochzeiten, Todtenmahlen, deren Aventinus in kräftiger Sprache gedenkt. Auch diese Vorliebe ist dieselbe geblieben trotz der langen Zeit — es ist auch noch immer dieselbe Religion. Der Landmann liebt den Schall und die Pracht — Processionen und Wallfahrten mit goldgestickten Fahnen, schönem Chorgesang und Völlerkrachen, Hochämter mit Trompeten und Pauken sind seine Sache — bei weitem mehr als die stille Beschaulichkeit. Die Genüsse, die der Städter in glaubenslosen Concerten, Theatern und Bällen aufsucht, die findet der Bauer nur in den Hallen der Kirche. Sie bietet ihm Orchester und Ballet. Er kennt keine weltlichen Festlichkeiten — nur kirchliche; selbst die mitunter unmäßigen Tafelfreuden bei Hochzeiten, Taufen und Todtenmalen sind nur eine Fortsetzung des Gottesdienstes, und an den lustigen Kirchweih Tagen tanzt er eben auch wieder nur im Schutz und zu Ehren der Kirche. Um Dogmatik kümmert er sich wenig, vielleicht viel weniger, als man im Allgemeinen annimmt. Den Freudenjubiläum z. B., den die Gebildeten zu München an den Tag legten, als der Schöpfer durch die Kirche seine Ansicht über die unbesleckte Empfängniß kundgegeben, diese Wonne hat er kaum verstanden, so wenig vielleicht als wir seine Seligkeit verstehen, wenn ihm ein verbotener Kreuzzug, eine unterjagte Leonhardsfahrt wieder freigegeben wird.

Große und überflüssige Hochzeiten halten gilt auch heute noch für ehrlich und unsträflich. In den wohlhabenden Ländern, die den Innstrom einsäumen, kommen an solchen Ehrentagen, wenn das Brautpaar von reichen Eltern stammt, und eine ausgebreitete Verwandtschaft hat, wohl an dritthalbhundert Gäste

zusammen. Dieß gereicht dem Wirth zu großem Vortheil, keinem aber, wie Aventin richtig bemerkt, zu besonderm Nachtheil, am wenigsten dem Brautpaare, denn im Wechsel der Horen hat sich die Sitte so gefügt, daß jeder Gast auch seine Zechen bezahlt. In rauhern Jahrhunderten scheint dieß anders gewesen zu sein, freilich nicht zum Segen der angehenden Wirthschaft.

Uebrigens ist, was die allgemeine Physiognomie des Volkes betrifft, unbedingt anzuerkennen, daß der Landmann im und am Gebirge von dem des Flachlandes mancherlei voraus hat. Schon seine Gestalt ist größer, schlanker, edler. Das Landgericht Tölz liefert zur jährlichen Aushebung die größten Recruten des Reiches. Von hundert oberbayerischen Jünglingen, die über sechs Fuß messen, fallen auf dieß Gebiet nicht weniger als vierundzwanzig. Ihm folgen die andern gebirgischen Bezirke des Osterlandes, mit weitem Vorsprung vor den nördlichen Landgerichten, die auf hundert Mann nur drei oder vier der Rieser liefern. Die Gesichtsfarbe ist bei den jungen Leuten meist kräftig und blühend. Das unschöne Geschlecht stellt sich aber durchschnittlich als wohlgebildeter dar, denn das sogenannte schöne. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, aber das Künstlerrauge soll mit dem gegenwärtigen Mädchenflor des Hochlandes nicht recht zufrieden sein. Freilich genügt es zu solchem Urtheil kaum, wenn der Kenner sich am Sonntag zu Tegernsee oder Bayerisch-Zell vor die Kirchenpforte stellt und Musterung hält — manche edle Perle mag auf einem fernen Hofe oder auf der Alm geblieben und verborgen sein. Gleichwohl spricht Vieles dafür, daß auch weibliche Schönheit periodisch auftrete und vor fünfzehn Jahren etwa soll der Nachwuchs viel

glänzender gewesen sein, als jetzt. Man findet wohl hin und wieder ein Gesichtchen „wie Milch und Blut,“ aber es fehlt der Ausdruck einer höheren Idee, oft auch der Wuchs, kurz man wird selten überrascht. Dieser Zustand ist wohl auch nicht ohne seinen Vortheil — um so weniger wird der junge Wanderer abgezogen, um so ungetheilter kann er sich jetzt der geschlechtslosen Schönheit des Baumschlags, der Hörner und der Zöcher hingeben.

Als ein unangenehmer Gegensatz zum Flachlande muß dagegen hervorgehoben werden, daß Kröpfe und Blödsinn im Gebirge viel häufiger sind, als hier außen. Zumal das Berchtesgadner Ländchen ist reich an diesem Unsegen.

Ferner hat der Hochländer mehr Geschmac und Phantasie als sein nördlicher Nachbar. Seine Tracht ist malerischer, sein Häuserstyl ist reizend, während man den in der Ebene weiter unten geradezu garstig nennen darf, und endlich ist er auch Dichter und singt, während der Flachländer eigentlich nur freischt. Allenthalben wird viel Musik betrieben und die Gebirgsschützen ziehen mit eben so geschickten Spielleuten aus, als manche Landwehrcompagnie in der Stadt. Von den dramatischen Talenten, die sich hier finden, werden wir später noch mehr, ja ziemlich vieles hören.

Nicht minder ist dem Bergler eine freundliche Offenheit und eine angenehme Umgänglichkeit zuzuschreiben. Gibts auch noch hin und wieder einen Wirth oder einen Großbauern, der seiner Grobheit einen weitverbreiteten Namen verdankt, so sind doch die jungen Leute bereits so ziemlich aus dem Rohesten herausgearbeitet. Der Schulunterricht schlägt besser an als in der Ebene und

es gibt fast in jeder Gemeinde wenigstens Einen tüchtigen Kerl, der das Gemeindegesetz und andere einschlägige Wahrheiten im Kopfe, etliche Bücher und Landkarten im Hause hat, eine Zeitung hält und seinen Nachbarn als Fackelträger der Bildung vorangeht. Ueberhaupt ist dieses Volk, wenn auch anhänglich an das gute Alte, doch nicht unempfänglich für das gute Neue. Wo Ackerbau getrieben wird, kennt man bereits den Gebrauch der Dreschmaschinen, der übrigens selbst im Unterlande nicht mehr unbekannt, und allenthalben wird auch schon die künstliche Trockenlegung versucht. Sogar die Wunderkraft, die in der Gölle waltet, ist hier kein Geheimniß mehr, während sie dem Bauer des Flachlandes zumeist noch unverstanden bleibt. Die Bereitung des Käses geht mit großen Schritten der Vollkommenheit entgegen; während der Tiroler dieses Nahrungsmittel nun erst für sich genießbar zu machen weiß, fangen da manche Wirths (wie der vord. Gmund), die sich die Käser aus der Schweiz verschrieben, bereits einen Handel mit der Hauptstadt und mit der ferneren Fremde an. Die Viehzucht wird mit großer Liebe betrieben und in manchem Stalle findet man Rinder, die bis aus dem Sanenthal und aus dem Entlibuch herausberufen worden sind.

Die Sitten sind in gewisser Richtung sehr zu loben. Diebstahl, Betrug und derartiges kommt äußerst selten vor. Prozesse sind nicht häufig — man vergleicht das Meiste vor dem Gemeindeausschuß oder unter dem Beistande guter Freunde am Tisch des Wirths. Die Mehrzahl der Beamten gefällt sich daher sehr gut in den Landgerichten am Gebirge — man ist bei weitem nicht so angestrengt als unten im Flachlande. In andrer

Richtung, was nämlich die irdischen Freuden betrifft, möchte der Moralist manches zu tadeln finden, obwohl auch nicht mehr als in der Ebene. Der Hochländer ist nachsichtig gegen sich selbst, aber auch nicht streng gegen andre. Selbst das weisse Alter erkennt dem heißen Blut der Jugend eine gewisse Berechtigung zu und entschuldigt manches, was unter dem Landvolk anderswo — ich weiß freilich kaum wo? — strenger beurtheilt wird. Wie auf alle Lust der Sinne hält man viel auf Speise und Trank, doch lebt man auch hier in der Woche mäßig und verlegt die schönen Stunden alle auf den Tag des Herrn. Bei alle dem mein' ich aber, es wird kaum ein ernstlicher Widerspruch erschallen, wenn wir die bayerischen Hochländer den liebenswürdigsten, redlichsten und achtbarsten der deutschen Stämme beizählen. Spricht ja doch ein weitgewandter Mann,¹ der vieler Menschen Städte gesehen, von diesem Schlage fast mit Bewunderung in folgenden Worten:

„In der That, ich wiederhole es noch einmal, dieß bayerische Alpenvolk ist ein derbes germanisches Kernvolk, auf das wir Deutschen stolz zu sein, die größte Ursache haben. Denn ich glaube, daß man eine solche Grundbevölkerung nicht in sehr vielen Staaten auf der Erdoberfläche wiederfindet. Wahrlich der Himmel hat hier das Seine gethan.“

Von Volkstracht und Häuserbau wollen wir nur Weniges sagen. Was hilft es dem Wanderer im Gebirge weitzläufig zu beschreiben, was er täglich selbst vor Augen sieht? Unter den Trachten der Männer ist ohne-

¹ Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten von A. G. Kohl, 5. Theil S. 348.

dem nur eine, welch den Ausschlag gibt, allen andern vorangeht und alle zu verschlingen droht. Dieß ist die graue Joppe mit dem grünen Spitzhut. Als ihr Herd und Mutterhaus ist die Gegend von Miesbach und Tegernsee zu betrachten, obwohl sie auch dorthin erst seit Menschengedenken gekommen und zwar aus Tirol, aus dem Zillertale — oder noch genauer scheint es eigentlich die Tracht der Duxer Hirten zu sein, welche durch die Tiroler Holzarbeiter herausgebracht wurde und wegen ihrer wunderbaren Einfachheit und ihres immerhin flotten Aussehens sich bei Arm und Reich schnell Anerkennung verschaffte, ja jetzt schon so viele Herrschaft übt, daß sie nicht allein die Landleute, sondern auch die feinen Herrn aus der Stadt, die Staatsdienstaspiranten und andere Würdenträger, die Maler und die Aukferstecher sich unterthan gemacht. Selbst vor den norddeutschen Augen hat sie Gnade gefunden und man sieht manchen Berliner Geheimrath, manchen Hamburger Bankier, der sich gleich nach den ersten Tagen, von dem Reize des Gewandes angezogen, in eine Kochlerjoppe hüllt und stolz am Tegernsee hinwandelt, nicht ohne dabei sein frisch einstudirtes Schnaderhüpfel zu zirpen. (Kochlerjoppen heißen sie erst seit wenigen Jahren von einem Schneider zu Kochel, der sie besonders billig fertigt und in großen Ladungen zu München verkauft.) Uebrigens erhielt, wie die Bavaria ganz richtig bemerkt, dieses Lodenhemd, welches in seiner tirolischen Heimath ohne Knöpfe und Halskragen getragen wird, erst auf bayerischem Boden seine volle Ausbildung. Hier erst setzten die Waidmänner den stehenden grünen Kragen auf das härene Gewand und waren so stolz auf diese bedeutsame Erfindung, daß sie den einfachen

Landmann lange Zeit von deren Herrlichkeit ganz ausschließen wollten. Ja es war einmal ein jagdlustiger Landrichter zu **, der den Bauern den Gebrauch des grünen Kragens von Amtswegen verbot und dem Hennenhanfel von Egern, der sich vergebens auf die Befreiungskriege und seine constitutionellen Rechte berief, die angemessene Zier mit eigener Hand vom Rode schnitt.

Außer dieser Tracht ist, wie gesagt, keine andere zu erwähnen vonnöthen, da alle, die noch etwas verschieden sind, in ihr aufzugehen streben. Ehemals gab es nach den einzelnen Thalschaften noch ganz hübsche Gewandungen. Zum Beispiel die Zachenauer hatten eine gar schöne — nämlich grüne Röcke, etwas altnordisch geschnitten mit gelb ausgenähten Knopflöchern, und einen grünen, niedrigen aber breittrempigen Hut mit grünen Seidenbändern, was sich Alles zusammen sehr fein und stattlich ausnahm. Vor etwa zwanzig Jahren kam diese Tracht an Sonntagen wohl noch bei etlichen alten Bauern vor, aber seitdem ist sie sicherlich ganz verschwunden.

Immer noch hält sich dagegen der löbliche Brauch, als Knöpfe, namentlich der Westen, Silbermünzen und zwar hauptsächlich alte bayerische Halbguldenstücke zu verwenden — eine landesthümliche Art, die Sparpfennige unverzinslich anzulegen.

Was die weibliche Tracht betrifft, so war das eigentlich gerade im Hauptland, zu Tegernsee und Miesbach, bis vor Kurzem ein wahres Elend. Sie hatte in die städtischen Moden so ungeschickte Griffe gethan, daß sie wirklich nicht mehr zu ertragen war. Ich habe nämlich schon einmal die Behauptung aufgestellt (Drei Sommer in Tirol, S. 334), die seitdem auch von den

Gelehrten geprüft und gebilligt worden ist, daß die Trachten immer ihren Ursprung in den höhern Ständen haben und von diesen in die unteren und zu den Bauern herabsteigen. Die Bauerntracht ist aber wie die Aloe, die nur alle hundert Jahre blüht; der Bauer und die Bäuerin häuten sich selten früher als nach der dritten oder vierten Generation. Vieles Schöne, was die wechselnde Mode den Stadtleuten bringt, geht wieder dahin, ohne daß vom Lande her ein Auge darauf geworfen wird — manche Erscheinung aber, die gerade in die Zeit fällt, wo das Volk der Dörfer nach einem neuen Schnitte lechzet, hält sich wieder mehrere Menschenalter. Darum wäre es auch ganz grundlos in den Volkstrachten eine Antiquität zu sehen. Die meisten sind im vorigen Jahrhundert entstanden und nur wenige, wie etwa die der Passeyer und der Meraner scheinen bis auf den dreißigjährigen Krieg zurückzugehen.

Also hatten denn auch die Tegernseer Schönen vielleicht von der höchstseligen Königin Karoline und ihren Hofdamen vor vier Decennien die kurze Taille und den langen knappen Rock angenommen, letzteren aber so verengert, daß er sich nur wie eine dünne Röhre um die Glieder spannte. Später kamen dazu die Gigotärmel die vor etwa dreißig Jahren das Neueste waren und mit mächtiger Erweiterung an den kurzen Spenker gefügt wurden. Dazu trug man wohl auch die grünen schmalgefrempten Hütchen, aber nur so verstopfener Weise, denn aus der Kirche waren sie wegen der ihnen einwohnenden Leppigkeit verbannt und das eigentliche Feiertagsstück für das schöne Haupt wurde die „Pechhaube“ — eine schwarzwollene, dicht über den Kopf gegossene Halbfugel, sehr sittsam, aber zugleich abscheulich.

Das enge magere Gestell, die maßlose Aufblähung an den Flügeln und der kleine plattgedrückte Kopf gaben der ganzen Gestalt etwas libellenartiges — es sah zwar ziemlich plump aus, aber doch glaubte man immer, es sei aufs Fliegen angelegt. Da war es wirklich nicht so nothwendig, die „alte“ Volksstracht zu erhalten, als vielmehr eine neue einzuführen. Letzteres hat sich jetzt auch von selbst gemacht — die Röcke sind in den jüngsten Jahren wieder weiter, kürzer und faltenreicher geworden, die Reulärmel sind verschwunden, die bürgerlichen Nieder eingeführt und auf dem Köpfchen — und sogar in der Kirche — prangt unbehelligt der grüne früher excommunicirte Spighut mit Blumenbusch und Goldschnur. Abgesehen von letzterem ist die Tracht gerade nicht sehr charakteristisch, aber kleidsam und ausgezeichnet durch die hellen Farben, die allen andern vorgezogen werden.

Hundert Stunden wenigstens könnte man glauben gereist zu sein, wenn man von Bayerisch-Zell, wo noch das eben Beschriebene gilt, hinunter kommt ins Innthal, nach Oberaudorf, nach Brannenburg, nach Neubauern. Dorthierum findet man jetzt — aber erst seit kurzer Zeit — bei dem schönen Geschlechte schwarzlackirte niedere Hüte mit breiten Krempe, die Kleidung zwar noch ziemlich nach ländlichem Schnitte, aber mit städtischer Eleganz gearbeitet und eine entschiedene Vorliebe für dunkle Farben. Eine schwarzseidene Schürze gehört auch dazu. Das Ganze sieht zwar sehr zierlich aus, doch eben so sinnig und ernst. Die Riesbacher Tracht mit ihrem grellen Roth und Weiß, Gelb und Blau und dem vertwegenen Spighut möchte man eine Tracht für lustige Mädchen nennen, diese andre des Innthals in

ihrer freundlichen Würde eine Tracht, die den züchtigen Frauen gewidmet ist.

Zuletzt also noch das Haus, welches dasselbe Haus ist, wie es allenthalben in den rhätischen Alpen vorkommt und das, wie Leo von Klenze nachgewiesen, im grauesten Alterthum die Idee und den Grundplan für den etruscischen Tempel hergab.¹ Es ist sehr malerisch durch die Galerie, „Laube“ oder „Solter“ (solarium), welche im obern Stock um das ganze Haus herumläuft, und durch das breite, sanft gesenkte Dach, auf welchem nach altväterlicher Weise schwere Felssteine liegen, um die Bretter, welche die Ziegel ersetzen, vor den Winterstürmen und ihrer fortreißenden Gewalt zu bewahren. Vom Kopfkopf oder Posaunenengel am obersten Brett des Giebels bis zum ausgeschnittenen Herz und Keld in der Scheunentwand ist allenthalben viel zimmermannische Bildnerkunst und auch viel Polychromie daran verwendet. Ursprünglich ganz von Holz ist es doch, und selbst in den ärmeren Gegenden, im Erdgeschoße schon lange zu Stein geworden. Wo der Landmann aber im Wohlstand lebt, wie zum Beispiel auf den grünen Höhen um Miesbach bis hinüber nach Reichenhall, sieht man jetzt schöne steinerne, oft mehrstöckige Gebäude, reinlich geweißt, mit dem alten Söller, mit vielen spiegelnden Fenstern, grünen Läden und den vorspringenden Dächern — ja manchmal findet man auf glücklich gewählter, weit hinschauender Lage einzelne Bauernhäuser von überraschender Zierlichkeit, mitten in ihrem Hausgärtchen, wo Rosen, Malven, Eisenhut und

¹ Versuch einer Wiederherstellung des toscanischen Tempels. München 1822.

Kapuzinerlein besonders beliebt sind, während die Ketten in kleinen tragbaren Truhen gezogen werden, welche man gerne auf die Laube stellt. Mitunter kommen auch noch ältere Gebäude vor, die ganz von Stein errichtet und von unten bis oben bemalt sind, mit den beliebtesten Heiligen oder auch mit Begebenheiten aus der biblischen Geschichte im schönsten Roccocostyl. Sonderbar, daß von den jüngern Bauherrn noch keinem eingefallen ist, die Wände seiner Heimath durch die edle Kunst zu schmücken! Nur Hr. v. Himbsel am Starnberger See hat damit einen schönen Anfang gemacht, aber das Beispiel ist leider noch nicht nachgeahmt worden.

Ueber die Sitten und Gebräuche des oberbayerischen Landvolkes fließen uns jetzt sehr reichliche Quellen. Friedrich Lentner, der früh verstorbene Freund, hat im vorigen Jahrzehnt nach dem Auftrag des Königs, der damals noch Kronprinz war, ganz Altbayern durchwandert und mit ausdauerndem Fleiß und seltener Begabung Alles zusammengetragen, was er in diesem Betreffe noch lebendig finden oder aus der Ueberlieferung retten konnte. So haben wir denn, wie vielleicht kein andrer deutscher Stamm, ein genaues und verlässiges Inventar über alle jene tausend kleinen und großen Denkwürdigkeiten, welche, wie man jetzt zu sagen pflegt, die Physiognomie des Volkes herstellen und bilden. Leider erlebte der geistreiche Sammler die Zeit nicht mehr, welche für die Herausgabe des Gesammelten bestimmt war. Seine Manuscripte liegen im Bücherschatz des Königs, bilden aber die Grundlage für die einschlägigen Ausarbeitungen, welche Felix Dahn für die Bavaria verfaßt hat.

Vieles hieher verwendbare gewährt auch Friedrich Panzers Beitrag zur deutschen Mythologie (München,

1848) und das Schmeller'sche Wörterbuch. Eine willkommene Ergänzung bildet endlich das bedeutsame Buch des Freiherrn Karl von Leoprechting: „Aus dem Lechrain; zur deutschen Sitten- und Sagenkunde.“ (München, 1855). In dem Verfasser desselben, der für derlei Dinge ein sehr scharfes Auge hat, entstand zuerst der gute Gedanke, einen Bauernkalender zusammen zu stellen, das heißt das Jahr nach allen seinen Festen und den damit verbundenen Gebräuchen zu beschreiben, was einen reichen Einblick in das Bauernleben gewährt. Dieser Kalender ist zwar zunächst nur für den Lechrain giltig, allein jene Gebräuche sind oder waren fast allenthalben die nämlichen im Lande Bayern und auch wohl weiter herum, denn das ursprüngliche Wesen der deutschen Stämme war eines und von Anfang an gewiß nicht auf die jetzige Zersplitterung in fünfunddreißig Bundesstaaten angelegt. Es entspricht daher unserm Zwecke an der Hand dieses Kalenders, mit Beihülfe der andern genannten Quellen und nach eigener Nachfrage und Erinnerung hier eine kurze Uebersicht des Bauernjahrs zu geben.

Den eigentlichen Anfang des Jahres setzt der Landmann auf den Tag der heiligen drei Könige, Caspar, Melchior und Balthasar. Dieses Fest nennt er den „obersten Tag“ oder das „große Neujahr.“ Am Vorabend nach dem Gebetläuten schreitet ein Geistlicher oder der Hausvater, weil es eine Rauchnacht ist, in der linken Hand die Glutpfanne, räuchernd durch alle Gaden und bezeichnet mit geweihter Kreide jede Thüre in Haus und Stall mit der Jahreszahl und den Anfangsbuchstaben der Königsnamen C + M + B. Dieses Zeichen hält, wie der heidnische Trudensfuß, alle Herzen, Truden und

andere böse Geister ferne. Früher war es üblich, daß die heiligen drei Könige in der Nachbarschaft auf Wanderung gingen, wobei die maskirten Potentaten einen Reimspruch von sich gaben und bewirtheet wurden; daher vielleicht der alte Sang:

Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
Sie essen, sie trinken und zahlen nicht gern.

Wie heilig drei König so wurde früher auch Weihnachten und Neujahr mit alten Liedern angefangen. Die Kinder der ärmeren Leute übten den Brauch von Haus zu Haus gehend noch vor dreißig Jahren. Jetzt ist fast allenthalben alles vergessen.

Chemals hieß Dreikönigfest der Perchtentag, was mit der Frau Percht, die in andern deutschen Ländern als Frau Holle bekannt ist, zusammenhängt. Um diese Zeit wird jener alten abgewürdigten Göttin mehr als sonst im Jahre gedacht. Sie geht am dunkeln Abende im Dorfe umher, steckt den gespenstischen Kopf mit der langen Nase zum Fenster hinein, wacht über die Arbeit der Dirnen, belohnt die fleißigen Spinnerinnen und schneidet den faulen während des Schlafes den Bauch auf. Zum Schutz dagegen werden an diesen Abenden fette Rüdlein gegessen, die ihr Messer glitzchen machen sollen.

Drei König ist auch einer von den drei Haupttagen — die andern sind Johannes und Fastnacht — wo man die Wünschelruthe schneiden kann. Gut ist es, wenn der Mond dabei neu ist und die Stunde sei unfehlbar, da die Sonne aufgeht. Ein jähriger Trieb der Haselstaude hat die beste Kraft. Er zeigt nicht nur die unterirdischen Flüsse, sondern auch die verborgenen

Schätze an. Während des Schnittes muß man sprechen: Ich schneide dich, liebe Ruthen, daß du mir mußt sagen, um was ich dich thu fragen, und dich so lang nit rühren, bis du die Wahrheit thust spüren.

Mariä Lichtmeß (2. Februar) ist ein großer Tag für manichfachen Segen. Heute erhalten ihre Weihe die Wachsstöcke, die am Sterbebette angezündet werden, und die Wetterkerzen gegen Donner und Blitz, zumal bei Nacht; denn die nächtlichen Gewitter kommen alle aus der Unterwelt. (Anderstwo gilt dagegen der Glaube, daß gerade die nächtlichen Gewitter dem Menschen freundlicher seien, weil sie keinen Hagel bringen.) Dieß ist auch der einzige Tag im Jahre, an dem man die Sonne nicht zu sehen wünscht. Der Spruch vom Dache ist bekannt. Um diese Zeit stehen auch die Dirnen aus. Sie haben es gerne, wenn sie heimwärts gehen, daß ihnen die Lerche über's Feld singend das Geleit gibt. Um Lichtmeß tröstet man sich auch, daß die kurzen Tage zu Ende sind. Es wächst nämlich der Tag, wie es die Bauern ausgemessen haben: bis Neujahr einen Hahnschritt, bis Dreikönig einen Mannschritt, bis Sebastiani (20. Jänner) einen Hirschensprung, bis Lichtmeß eine ganze Stund.

Fastnacht beginnt eigentlich mit dem Donnerstag vor Aschermittwoch, dem „unsinnigen Pfingstag.“¹ Ehemals waren diese Tage durch allerlei Heiterkeiten geschmückt. Zu früheren Zeiten sah man noch, wie Hansel und Gretel, oder nach andrer Lesart Dudl und Bartl, zwei ausgestopfte Figuren von Lebensgröße auf ein Rad

¹ Nach bayerischer Mundart, aus dem griechischen *πεντη*, der fünfte Tag nach dem Sabbat.

gestellt, das ein lustiges Kößlein zog, durch die Gassen tanzten, wobei Jung und Alt im Trosse nachlief. Noch maskiren sich hie und da die Buben, schwärzen sich das Gesicht, nehmen Leintücher, Schlittenschellen um sich, zieren das Haupt mit Hahnenfedern, gehen ins nächste Dorf und sprechen da ihre Sprüche — satyrische Gemälde der Untugenden der Nachbarschaft, welche diese wieder eben so schnurrig zurückgibt. Das Meiste von diesen Dingen ist übrigens verkommen — man war froh, noch den Fastnachtstanz zu retten, der auch schon einmal bedroht war.

Am Aschermittwoch gehen die Weltfinder und die Frommen des Morgens zur Kirche, werden dort an der Stirne mit Asche bestrichen und hören den ewigen Spruch: Mensch, gedenke, daß du Staub bist. Chemals wurde an diesem Tage auch unter unsauberem Gepränge und mit rohen Sprüchen die Fastnacht begraben, worüber der Bericht bei Leoprechting nachzulesen.

Um diese Zeit fällt auch die Drischellege oder das Drischelhängen. Wenn nämlich alles Getreide ausgedroschen, gibt der Bauer dem Gefinde und der Nachbarschaft ein Mahl. An manchen Orten, wie am Lechrain, wird der Tag überdieß mit eigenen Spässen und Neckereien gefeiert. Das Aufkommen der Dreschmaschinen dürfte aber dieser patriarchalischen Sitte, auch da, wo sie etwa noch besteht, wie an der Paar, gar bald ein Ende machen.

Der Sonntag Lätare heißt der Rosensonntag und brachte in früheren Tagen den Streit der Jahreszeiten. Zwei Knaben, der eine mit Blumen, mit Epheu, Sinnen grün und farbigen Bändern geschmückt, der andere in rauhen Pelz gehüllt, jener den Sommer, dieser den

Winter vorstellend, gingen von Haus zu Haus, traten in die Stube und hoben dann einen Streitgesang an, jeder seine Vorzüge rühmend, bis sie handgemein wurden und der Sommer den Winter zur Thüre hinauswarf. Letzterer kam jedoch bald wieder demüthig zurück, erkannte die Herrschaft des Sommers an, und dieser sprach dann zur Versöhnung die milden Worte:

O du mein Winter, jetzt reich' mir die Hand;
Wir reisen miteinander ins Sommerland.

Diese Sitte, welche ehemals, wie bei Jakob Grimm zu finden, durch ganz Hochdeutschland ging, ist nunmehr auch vergessen. Nur die Ergöglichkeit der Kinder an Maikäfern und Schlüsselblümlein begrüßt jetzt noch die Wiederkunft der schönen Zeit — wo ehemals, wer den „ersten Viol“ geschaut, voll Freuden in das Dorf gesprungen kam, und dort durch die frohe Kunde alles aufregte, bis dann die Bauern die Blume auf eine Stange steckten und darum tanzten, um so „Herrn Maien zu grüßen und den Sommer zu empfangen.“

Der Palmsonntag ist ein hoher Feiertag, an dem die Kirche die Palmen weicht, nämlich als Stellvertreter der Zweige des syrischen Baumes die ersten jungen Triebe der Palmweide, des Sebenbaums, der Mistel, welche besenförmig an den geschälten Stab einer Haselstaude gebunden, nach der Weihe heimgetragen und am Christusbilde in der Wohnstube als kräftiger Haussegel aufbewahrt werden. Ein Stück dieser Palmen beim Hochgewitter ins Feuer des häuslichen Herdes geworfen, schützt vor dem Bliß. Nicht zu vergessen, daß die Hasel auch für sich schon wetterkräftig ist, denn seit Maria, die Mutter Gottes, über das Gebirge gegangen und

vor einem argen Wetter unter einer großmächtigen Haselstauden Schutz gefunden hat, ist dieser für alle Zeiten jene Kraft gewährt. Sehr gut zu gleichem Ende ist freilich auch jener Ast des Welschnußbaums, der am Charismstagsfeuer auf dem Friedhof angebrannt, dann aber sorgfältig aufbewahrt wird und bei jedem Gewitter in das Herdfeuer gelegt, durch seinen Rauch den Bliß verscheucht. Nach freundlich-ländlicher Sitte wird übrigens der obengedachte Stab von den Kindern des Hauses einstweilen im Gemüsegärtlein aufgestellt. Am Oftertage beeilen sich dann, wenn der Gottesdienst zu Ende, sämtliche Hausgenossen recht geschwinde heimzukommen um das Gärtlein zu erreichen, denn wer den Palmen nun vollends ins Haus bringt, der hat einen Voraus an dem Osterlamm, das gewöhnlich in geweihtem Schinken und rothen Eiern besteht. Zu München, in der Stadt, wurde am Palmsonntag noch vor fünfzig Jahren ein hölzerner Esel in feierlicher Procession herumgeführt. Daher das Sprichwort: Er läßt sich alle Jahr nur einmal sehen, wie der Palmesel.

In den letzten drei Tagen der Charwoche wallfahrten die Leute zum heiligen Grab. Es liegt da in den verdunkelten Kirchen das verschleierte Bild des begrabenen Heilands in einer hellerleuchteten Tuffsteingrotte, welche mannichfaltiges Schauerwerk umgibt, knieende Engel, schlafende Wächter und dergl. Oben darüber grünt der Ölberg, und hinter diesem prangt die gothische Stadt Jerusalem mit dem Münster Salomonis. Große Glasfugeln, mit farbigen Wassern gefüllt, hinter denen unsichtbare Lampen brennen, werfen seltsamen Schein auf die stillen Beter, die im Dunkel davor knien. Die Auferstehung Christi, mit kirchlichem Jubel

gefeiert, schließt die Trauerwoche, und der Oftermorgen bringt uns, wie schon gesagt, geweihte Schinken und Oftereier. Der Oftermorgen aber, und daran denken die wenigsten großen Leute, ist auch der Schlußstein im Vierteljahr der katholischen Kinderfreuden, welches zu Weihnachten seinen Anfang nimmt. Um diese Zeit beginnen in den Kirchen und den frommen Bürgerhäusern die Krippenvorstellungen. (Eine der schönsten im Lande findet sich Jahr aus Jahr ein auf der Post zu Steinhöring.) Die Scene ist eine größere oder kleinere Brettertafel in eine Capelle oder an eine leere Zimmerwand gestellt, mit weichem Moos belegt, durch welches sich reinlich befestete Pfade ziehen, im Hintergrunde das Hochgebirge mit verfallenen Burgen und den Cedern des Libanons. In diesen Krippen bringen die sinnigen Pflieger alle ihre poetischen Ideen plastisch an. Da sind weite Wiesen mit weißen Lämmchen und jungen Schäfern und Schäferinnen, welche die Schalmel blasen. Im abgelegenen Gebirge oben sitzt ein Einsiedler in seiner Clause und liest im Evangelium. Fleißige Landleute pflügen oder beten ihren Morgensegen auf den Feldern, während ihre Frauen vor den blanken Schweizerhäuschen die Butter rühren. Hinkende Bettler stehen an den Wegen, und in den Bosceten zeigt sich halbversteckt das abenteuerlichste Gefindel. Auch an Wasserkünsten fehlt es nicht: blizende Cascaden rieseln über die Felsen, Mühlen klappern, Springbrunnen beleben die Gegend und in jenem Teiche schwimmen stolze Schwäne. Es ist schade, daß sich der Sinn für „Landsverschönerung,“ der in den Krippen so kräftig waltet, unter Gottes freiem Himmel im flachen Lande nur so spärlich entwickeln will. Mancher Beschauer, der Deutsch-

lands Wiedergeburt von dem Sturze unsers Idealismus erwartet, wird vielleicht mit Vergnügen wahrnehmen, daß die materiellen Interessen auch schon in den Krippen auftreten. So sah man in einer derselben, wie glaubwürdige Personen berichten, ein Dampfschiff in dem Schwanenteich vor Anker liegen, und durch die ganze Breite zog eine Eisenbahn, auf welcher zu bestimmten Stunden ein langer Wagenzug dahintrollte. In diesen reizenden Umgebungen gehen nun die heiligen Geschichten vorüber, die Geburt Christi im pittoresken Stalle, die Anbetung der drei Könige aus dem Morgenlande, die schönste Vorstellung mit orientalischer Pracht, mit dichten Heerhaufen von Schwarzen und Mameluken, mit Kamelen und Elephanten, dann der Kindermord u. s. w., bis zur Hochzeit zu Cana in Galiläa, die den Cyclus unter Musik und Tanz beschließt. Raum sind dann aber die leckern Schüsseln des Brautmahles weggenommen, das Tischtuch abgehoben, die Gäste entfernt und der Speisesaal sammt der ganzen Gegend abgebrochen, so ist die Chartwoche herangekommen, und nun werden die heiligen Gräber aufgeschlagen. Wenn aber Christus am Auferstehungsmorgen in der Strahlenkrone mit dem rothen Fähnlein und dem rothen Mantel auf dem Grabdeckel steht, dann werden auch bald die heiligen Gräber aufgehoben, zu dem Krippenzeug in die Truhen gelegt und auf den Speicher gestellt, um dort zu ruhen bis nächste Weihnachten, wo das Christkind alle diese Seligkeiten wieder mit sich bringt.

Am heiligen Ostertag that ehemals die Sonne, als sie aufging, drei Freudensprünge. Wasser, das an diesem Tag vor Aufgang in heiligem Schweigen aus dem Fluß geschöpft wird, ist ein heiliges, heilkräftiges Wasser.

Die Kinder richten am Vorabend im Garten die Nester zurecht, in welche dann die liebe Mutter die rothen Östereier legt, was der Glaube der Kleinen dem Osterhasen zuschreibt.

Am ersten Mai wird der Maibaum aufgerichtet, nicht ohne Freud' und Jubel mancher Art. Man sieht ihn noch häufig in den bayerischen Dörfern, mit allerhand sinnigen Gebilden geschmückt, die wohl oft nur der Landmann selbst erklären kann. Die Werkzeuge zu Christi Martern dürfen nicht fehlen; dann folgen verschiedene weltliche Zierrathen, Wappenschilder, Inschriften, Fähnlein, Kränze und allerlei Symbole des ländlichen Lebens, zu unterst vier Armbrüste nach den vier Winden gerichtet, welche Lentner aus jenen Zeiten herleitet, wo der Bauer im Heerbann meist den Bogen zu führen pflegte. Einen kleineren Maien, einen grünen bebänderten Tannenschößling, erhält oft auch eine brave und schöne Dirne, die der Liebling der Gemeinde ist, von den Burschen, die ihr zugethan, vor's Kammerfenster gesetzt. Dieß ist eine große Ehre.

Am ersten Mai zieht an manchen Orten auch die Jugend mit Eltern und Lehrern in den grünen Wald, um des Frühlings Ankunft zu begehen — bei schönem Wetter ein gar liebliches Fest.

In der Kreuzwoche wallen die guten Christenleute des Morgens mit dem Priester und den Ministranten, mit Fahnen und Gesang, aus dem Städtchen oder dem Dorf in eine auswärtige Kirche, die aber nicht gar ferne sein darf, so daß die Andächtigen um Mittag wieder daheim ausruhen mögen. Das heißt man „mit dem Kreuze gehen“ und ist wirklich eine schöne Gepflogenheit, wie da die frommen Seelen, singend und betend, mit

flatternden Fahnen, durch die thauigen, blumigen Auen wandeln. Da war ich selbst einst sehr gerne dabei — denn die Schulkinder halten viel auf diese sinnige Andacht. Die gute Mutter steckt ihnen dann einen Groschen bei und wenn die Kreuzfahrt in dem Wallfahrtsorte angekommen, so ergötzen das kindliche Auge die flüchtigen Buden mit Lebkuchen und Zwetschgen, die da gerade für diesen Morgen aufgeschlagen sind. Während die Alten in der Kirche etwas beten, spielen die Kinder vor ihren Pforten und fröhlich, als habe man ein gutes Werk gethan, zieht man wieder mit fliegenden Standarten zur Heimath.

An St. Johannis des Täufers Tag (21. Brachmonat) oder Sunwenden haben seit uralten Zeiten die Sunwend- (Süwend-Simmets-) Feuer gebrannt. Ehemals wurde dieses Herkommen auch in den Städten unter großem Gepränge begangen. Im Jahre 1400 tanzte Herzog Stephan zu München und sein fürstlich Gemahl und die Fräulein auf dem Markte bei der Sunwendfeier. Im Jahre 1471, auf dem Reichstage zu Regensburg, tanzte König Friedrich in gleicher Weise mit schönen Frauen um das öffentliche Feuer. Im Jahre 1497, zu Augsburg auf dem Trohnhof vor Maxen in seiner Kaiserpracht, zündete die schöne Susanna Reidhartin das Feuer mit einer Fackel an und that den ersten Reigen um die Flamme an der Hand jenes Herzogs Philipp, der nachher König von Spanien ward. Freilich regten sich auch schon in frühen Zeiten die Widersacher dieses fröhlichen Naturdienstes. Hat es doch den Anschein, als ob er selbst, wenn auch nicht ganz deutlich, schon in den Capitularien Kaiser Karls des Großen verboten und verpönt worden sei. In den letzten Jahr-

hundertten häuften sich die Verordnungen der Obrigkeit, und nicht bloß der bairischen, gegen diese „alte, heidnische, böse Gewohnheit.“ Aber ihr zähes Leben war nicht ganz auszulöschen.

„Die Freude, sagt Frhr. v. Leoprechting, die sich während des Feuers bei Jung und Alt ausdrückt und die auch fremde Zuschauer unwillkürlich ergreift, bleibt wohl jedem unvergeßlich. Wenn die Flamme am höchsten leuchtet, bildet Alles einen großen Ring, faßt sich fest um die Hände und dreht sich nun in immer schnellerem Reigen unter dem fortwährenden Rufe: Ohoo, zuhi zum Suntwendsfeuer! beständig um das Feuer herum, bis zuletzt im Taumel an einer Stelle der Ring zerreißen muß. Wer je diesem wilden nächtigen Reigen im glühend-rothen Feuerschein unter dem eintönigen, aber tief aufregenden Rufe hoch oben über der Menschen Wohnungen beigewohnt hat, wird von der allgemeinen tollen Lust sicher ergriffen und zur jubelnden Theilnahme mit angeregt worden sein. Es liegt etwas ganz Eigenes, dem gewöhnlichen Leben Entrückendes in diesem Fest. Erst wenn der Reigen sich bei abnehmender Flamme gendigt, beginnt der eigentliche Sprung über das Feuer, allzeit paarweise (ein Bub und eine Dirn) von Groß und Klein, von Alt und Jung, und zwar unter lautem Gesang. Die Art, wie jedes Paar über das Feuer kommt, der Fall des Einen oder Andern erhöhen die Freude ungemein und das Volksfest endet oft lange nach Mitternacht.“

Was hier Leoprechting so anschaulich beschreibt, mag übrigens jetzt schon zu den seltensten Vorkommnissen gehören. Es ist zwar richtig, daß im Gebirge und in der Ebene die Johannisfeuer noch an hundert Stellen

fröhlich auffladern, aber der Sprung der Erwachsenen ist schon allenthalben aufgegeben; es ist das Ganze kaum noch mehr als ein Jux für die größeren Kinder.

Leider war es mir nie bescheert einem Johannisfeuer, wie es früher im Gebirge gewesen, beizuwohnen, aber an ein anderes Fest dieser Art, das im Jahre 1843 bei München gefeiert wurde, erinnere ich mich noch immer mit großem Vergnügen. Mancher, der dieß zu lesen bekommt, ist vielleicht auch dabei gewesen und freut sich ebenso an dem Gedächtniß vergangener Tage. Es sei daher erlaubt eine Schilderung hier wiederzugeben mit den damaligen Worten:

„Am letzten Donnerstag den 23. Juni war die zweite Jahresfeier der Stiftung der Münchner Liedertafel zu begehen, und damit wurde auch die altgermanische der „Sonnwend“ verbunden. Als der schicklichste Platz hierzu war der schöne Hain bei der Mentereschwaige auserlesen. Die Mentereschwaige ist eine der reizendsten Stellen in der Gegend von München, anderthalb Stunden ober der Stadt am hohen Isarrain gelegen, mit einem reichen Blick über die buschigen Niederungen, durch die der grüne Gebirgsstrom züngelnd dahinströmt, über die andern Ufer, deren Höhe eine lange Reihe von Dörfern schmückt, bis hinunter an die Stadt, die sich in dunkeln Massen stolz vom Horizonte abhebt. Eine kleine Strecke aufwärts von diesem Gehöfte, im Walde war also der Festplatz ausgewählt, eine lichte Rundung mit Kränzen abgesteckt, mit den Namen großer Tonjeger verziert und mit wehenden Bannern festlich bezeichnet; ringsherum unter dem Laubdache waren die Bänke aufgeschlagen. Ueber fünftausend Menschen, Herren und Frauen und die fröhliche Jugend dazu gerechnet, hatten

sich zu Fuß und zu Wagen eingefunden um den Tag mitzubegehen, welcher sehr schön und warm geworden war. Um drei Uhr wurde die Feier mit der Preissymphonie von Franz Lachner eröffnet; von da an wechselten trefflich arrangirte und meisterhaft ausgeführte Productionen der Instrumentalmusik unter der Leitung Strecks, des Musikmeisters vom Regiment Kronprinz, mit schönen Liedern ab, deren Ausführung der musikalische Dirigent des Vereins, R. M. Kunz gemüthlich leitete. Arndts alte Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ eröffnete den Reigen und wurde mit einhelligem Zuruf bewillkommt. Ein zierliches Band, das mehrere Fräulein von München zum Schmucke des Gesellschaftsbanners gestickt hatten, wurde darauf an diesem befestigt und von einem Mitgliede der Gesellschaft ein schönes Wort dazu gesprochen. In späterer Stunde, als alles versammelt war was erwartet wurde, eine große Zahl von Celebritäten, angesehene Herrn, schöne Frauen und Jungfrauen, als die Freude, im goldnen Schein der Abendsonne die den Hain durchleuchtete, durch frohe Lieder, durch die Reize der Geselligkeit, höher und immer höher stieg, als die aufgeschlagenen Bänke die Zahl der Lauscher schon lange nicht mehr zu fassen vermochten und der grüne Teppich des Waldes weit und breit voll bunter lagernder Gruppen sich zeigte, um diese Zeit aber lief plötzlich das düstere Gerücht durch die Menge, daß das Getränke ausgegangen, daß alle Fässer leer seien — und leider konnte es Niemand Lügen strafen. Da es nun einmal unsre Art ist, nicht mit silbernen Theekannen in die Wälder zu ziehen, sondern unser Vertrauen auf die braunen Stückfässer zu setzen, die im grünen Dunkel vielversprechend ruhen, so

stelle dir, lieber Leser, selber vor: eine ganze Regimentsmusik, hundert Sänger, mehrere tausend Gäste, so viele ausgezeichnete Trinker — und alle diese kaum in der zweiten Hälfte eines altgermanischen Festes schon vor leeren Humpen! Möge ein solcher Unstern nie wieder über uns leuchten! Dießmal gab er freilich nur Gelegenheit, des Publikums würdige Haltung zu bewundern. Man tröstete sich gegenseitig mit Scherz und Lachen, man erinnerte sich an nur zu viele ähnliche Fälle, die man auch glücklich überstanden, man that als sei gar nichts daran — und nur hier und da in einem grünen Schmollwinkel soll aus Rache ein werthloser Krug zerschlagen worden sein. Aber, wie gesagt, der Glanz des Festes wurde durch die eingefallene Trockenheit nicht im mindesten gestört; vielmehr loderte der Jubel erst recht hell auf, als im letzten Licht der Dämmerung der Priestermarsch aus der Zauberflöte durch den Hain erklang und das Zeichen gab, daß jezo die eigentliche Sonnenwendfeier beginne. Der Zug der Sänger setzte sich mit gebührendem Ceremoniell in Bewegung und wandelte der Stätte zu, wo zwischen bebänderten und mit Blumen geschmückten Bogen, die Stelle bezeichnet war, auf der das Sonnenwendfeuer prajeln sollte. Als dieß angezündet war, erfolgte zunächst der Lasterbann; alle Untugenden, Sünden und Gebrechen nämlich, welche „als antipoetisch und antimusikalisch dem fröhlichen Gedeihen einer Liedertafel hinderlich sind,“ als z. B. Eitelkeit, Kopfhängerei u. s. w., wurden in derben Knittelversen mit Bann belegt und in effigie dem Feuer übergeben, wobei nicht zu vergessen, daß in dem Augenblicke, als der Diabolus Antigermanicus in die Gluth geworfen wurde, ein entsetz-

liches, tausendstimmiges Vereat erscholl. Mittlerweile kamen auch wieder frische volle Fässer an, die aus tausend durstigen Kehlen mit Jubel begrüßt wurden. Nachdem aber alle Laster verbrannt waren, begann sofort der Sprung über das Suntuendfeuer, an welchem Jung und Alt, getragen von rauschenden Klängen, Theil nahm.

Dabei gab sich denn ein glühender, altheidnischer Enthusiasmus kund, der männiglich über das Feuer riß, darunter auch manchen gestandenen Mann, der sich beim Ausgehen nicht hatte träumen lassen, daß er am selbigen Abend noch über diese Flamme setzen würde. Und endlich um Mitternacht zog Alles in größter Fröhlichkeit, singend und klingend, wieder in die Stadt zurück.“

Eronleichnamstag heißt noch mit dem alten Namen Antlaß, so viel wie Entlaß, Ablass der Sünden. Der Umgang, der am Antlaß gefeiert wird, ist so zu sagen die Prachtausgabe aller Processionen. An vier Orten in der Au oder im Wald werden Altäre errichtet und mit frischen Kränzen geschmückt, wie die Häuser, an denen der Zug vorübergeht, mit jungen Birkenstämmen; der Boden ist mit Wiesenblumen und mit Antlaßrosen (Päonien) bestreut, kurz alle Gaben der schönsten Jahreszeit finden heute ihre Verwendung zum heiligen Dienste. Der Pfarrer zieht majestätisch in seinen Mantel von Goldbrocat gehüllt, die Monstranz vor sich haltend, unter Weihrauchwolken dahin, im Schatten des Baldachins, den die angesehenen Häupter der Gemeinde tragen; dann folgen die Männer paarweise, zuletzt aber strömen die Weiber nach in buntem Gemenge. Vor jedem Altar wird ein Aufenthalt

gemacht und ein Evangelium gelesen; die ganze Pfarrei in schönster Feiertagspracht kniet rings umher auf der grünen Wiese, fromme Gesänge, Trompeten und Pauken und weithin krachende Böller erschallen. Die tugendhaften Mädchen tragen den Jungfernfranz, die andern bleiben weinend zu Hause. In hügeligem Gelände ist es wirklich schön zu schauen, wie sich dieser betende und singende Zug durch Feld und Busch und Wald dahinschlängelt, bald halb, bald ganz verborgen und nur mehr an den hohen flatternden Fahnen kennbar bis er wieder mit voller Pracht ins Freie heraustritt. Auch dieser Tag ergibt urkräftige Weihen für Kräuter und Kränze, gegen Hagelschlag und anderes Unheil. Gegen Hochgewitter schützt aber, außer den oben schon angegebenen Heilthümern, insbesondere das Wetterläuten, welches in den Zeiten der Aufklärung scharf verboten war, jetzt aber wieder überall geduldet wird. Uebrigens glaubt man auch, daß es einzelnen Geistlichen gegeben sei, durch ihre bloße Anwesenheit die Gemeinde vor Blitz und Hagel zu bewahren und diese nennt man „wettergerecht.“

An Mariä Himmelfahrt¹ (15. August) sendet jedes Haus abermals einen Büschel Kräuter in die Kirche, welche vor dem Hochamt geweiht werden. An diesem Tage beginnt auch der Frauendreißigst. Darauf freuen sich schon alle Kräuter und es blühen die Blumen da

¹ „Unser lieben Frauen Tag der Ehren“ soll man vor Alters, wie Leoprechting behauptet, diesen Tag genannt haben. Allerdings findet sich bei Schmeller (I. 596) der Ausdruck: „Unser Frauen Tag der erren,“ aber dieses hat nach der Erläuterung S. 91 der eheren, d. h. der früheren zu bedeuten, Mariä Himmelfahrt im Gegensatz zu Mariä Geburt.

am schönsten, unsrer lieben Frau zu Ehren. In dieser Zeit ist die ganze Natur dem Menschen am freundlichsten gesinnt; die Kräuter und Wurzeln haben die meiste Kraft; die giftigen Thiere, Rattern, Urtis, Fledermäuse, Kröten sind jetzt nicht giftig und daher am besten zu fangen.

Das Erntefest, „die Sichelhef“, wird an dem Abend begangen, wo der letzte Schnitt geschehen. Jeder Bauer feiert sie für sich, für seine Lieben, für seine Dienstboten und Tagelöhner. Es werden Kücheln aufgetragen und Bier geschenkt, fast nach Belieben, dabei gesungen und getanzet bis in die tiefe Nacht. Auf dem Heimwege verüben dann die Buben mancherlei Muthwillen, der zu dieser Zeit mit mehr Nachsicht betrachtet wird, als je sonst.

Der Herbst, der jetzt herankommt, bringt auch die Kirchweih mit, die wie allenthalben in Deutschland mit Tanz und Jubel begangen wird. Man ladet sich dazu liebe Gäste ein, die ein Weisat¹ bringen und namentlich mit Kirchtagnudeln bedacht werden. Die Kinder des Hauses kommen oft aus weiter Ferne, um wieder einmal in der Heimath froh zu sein. Vor allem freuen sich auf diesen Tag die Mädchen, die der Liebste dann zur Musik führt und mit Braten und Kaffee, oft auch mit Wein und Zuckerstengeln bewirthet.² Doch auch

¹ Weisat, ein uraltes Wort, bedeutet das durch die Sitte gebotene Geschenk bei Hochzeiten, Kirchweihen, Kindbetten u. s. w.

² Der Wein, der bei solchen Gelegenheiten gekostet wird, ist gewöhnlich ein süßer, sogenannter Kouffillen oder Muscat. In neuerer Zeit trinken die Bauern, zumal im Unterland, auch Champagner (Stampanier); bei besonderem Ueberrunthe kommt es da vor, daß die Pfropfe nicht herausgezogen, sondern die Flaschenhälse abgeschlagen und später die leeren Bouteillen durch die kitzelnden Fensterscheiben auf die Gasse geschmissen werden.

den ungeliebten Schönen erlaubt die Sitte, sich an dem Feste zu betheiligen. Sie stellen sich verschämt auf die Staffeln der Stiege und warten flüsternd und mit klopfendem Herzen, bis ein guter Junge, ein Schulkamerad oder Nachbarssohn sie zum Tanze hineinzieht und wenigstens für diesen Abend sich als Ritter anbietet. Nur die den ganzen Abend harrend auf der Staffel stand und nicht Eine freundliche Ansprache fand, nur diese geht zuletzt mit thränendem Auge heimwärts.

Die jetzt noch üblichen Tänze unterscheiden sich wesentlich von den früheren. Es klingt fast unglaublich, was hin und wieder ein Alter von den ehemals beliebten Sechser-, Achter- und Zwölfertänzen erzählt. Diese waren nach der Zahl der tanzenden Paare benannt, und ganz in der Weise der französischen Quadrillen mit *chassé croisé*, *tour de main* und dergleichen Figuren ausgestattet. Ob sie Vor- oder Nachbild der gallischen, oder ob beide Arten sich unabhängig von einander ausgewachsen, ist mir unbekannt. Auch weiß ich nicht, ob diese künstlicheren Tänze überhaupt noch irgendwo zu finden und zu sehen wären. Lentner, der sich genau darnach erkundigt, sagt darüber, nachdem er die Figuren beschrieben, folgendes:

„Im zweiten Theile werden dieselben Figuren mit Ländlerschritt rascher wiederholt und zuletzt die Tänzerinnen je von zwei Burschen nach der Reihe auf den verschlungenen Händen getragen, was man Engeltragen nennt. Die eigentlichen Virtuosen dieses Tanzes sind aber ausgestorben; nur noch etliche rüstige Alte wissen seine Feinheiten. Obwohl er bei Freitänzen und Hochzeiten noch manchmal von einem ehrsamem Bäuerlein begehrt wird, so erlernt die jüngere Generation schon

lange nicht mehr die zierlichen Bindungen dieses Tanzes, und die wenigsten Spielleute kennen heutzutage die gerechte Weise dazu. Ueberhaupt klingt die Tanzmusik allenthalben auf dem Lande viel zu modern. Die schlichten Ländler werden hartnäckig bedrängt durch verunstaltete Wienerwalzer.“ Es fehlt auch nicht an Versuchen, die Polka einzuführen, selbst „der Schottische“ ist bekannt, ja hin und wieder habe ich sogar schon die Wirthstöchter, die in der Stadt das Kochen gelernt, mit den Müllerburschen Française tanzen sehen.

Zur Zeit regiert auf den Tanzböden des ebenen Landes vor Allem der Walzer, der „Deutsche“ genannt, welcher viel weniger eilig als in der Stadt, doch nicht ohne Geschick und Anstand aufgeführt wird. Während des Stillstands rücken die Paare immer mit kurzen Schritten vor, wobei die Bursche mit den Füßen zum Tacte stampfen. Diese Leibesübung wird mit zunehmender Lustigkeit immer heftiger. Man weiß sogar, daß es einmal auf der Post zu Steinhörnig der vereinigten Fröhlichkeit der dortigen Burschenschaft gelang, den Boden völlig durchzustampfen, so daß sich die ganze Gesellschaft zu ihrem größten Erstaunen plötzlich mitten unter dem Rindvieh des Stalles bewegte.

Am und im Gebirge ist dagegen ein anderer Tanz der übliche, welchen man Langaus, Neubaurisch, Ländlerisch, Schuhplättler oder Hagenschlager nennt. Dieser ist sehr eigenthümlich und von den sinnigen Freunden des Volkslebens schon öfter beschrieben worden. Er geht auch über das tirolische Innthal bis ins Pinzgau hinein und vielleicht noch viel weiter. Als ich ihn einst vor siebenzehn Jahren in der Krimmel gesehen, gab ich davon folgenden Bericht:

„Es ist die Art des alten nationalen Tanzes im Gebirg, daß Bue und Mädcl nicht unauflösllich aneinander kleben, sondern daß der Tänzer alsbald seine Dirne in die Freiheit läßt, diese dann milde lächelnd, mit gesenkten Augen sich um ihn herbewegt, er aber vor ihren verschämten Blicken die wunderlichsten Arabesken rhytmisch ausführt, wie sie Jugend, Sehnsucht und Liebesdrang nur einem jungen Welpen eingeben können. Da dreht er sich also pfeifend, schnalzend oder singend wie ein Planet um seine Sonne, die aber auch ihre Wirbel zieht, stampft mit den Füßen, klopft mit den Händen im Takte auf Schenkeln, Knie und Fußabsätze, macht einen Burzelbaum, schlägt Räder, springt über das Mädchen hinüber, läßt sie unter seinem Arme sich durch drehen, dreht sich unter dem ihrigen durch, nimmt sie aber nur selten, wenn auch feurig, in die Arme, und zulezt, wenn es einer ist, der alte Traditionen ehrt, und die Kraft dazu hat, schwingt er sie in die Höhe, hoch über sein Haupt und läßt sie wieder zierlich herunterflattern.“¹

Zur Bestätigung meiner Wahrheitsliebe will ich auch unverholen lassen, was August Lewald, der vorigen Herbst zu Gmund am Tegernsee seine Sommerfrische hielt, damals hierüber geschrieben hat:

„Vor allem andern herrlich ist der Tanz. Es ist nur ein Vorurtheil, wenn man den Tanz der Südvölker Europas graziöser nennt. Auch unser gestrampfter Gebirgsländler ist graziös, und kräftiger spricht sich gewiß keiner aus. Man kann nichts lieblicheres sehen, als wenn das Madl aus den Armen ihres Buben entschlüpft,

¹ S. Drei Sommer in Tirol S. 580.

sich mit niedergeschlagenen Blicken in naiver Langweiligkeit so um sich selbst dreht; während er, der Bub, im Gefühl seiner Mannesherrlichkeit und des Sieges im voraus gewiß, in die Mitte des Kreises springt, den die drehenden Mädchen bilden, und nun das Strampfen, das Klatschen, das Takt schlagen auf Schenkel und Waden, das „Zuchazen,“ mit künstlerischer Sicherheit vollbracht wird, wobei der Tänzer die sich weitweg von ihm drehende Tänzerin niemals aus den Augen verliert, um im rechten Moment wieder auf sie hinauszufiegen, sie in den Arm zu nehmen und mit ihr herumzuwalzen. Ehe er dieß aber wagt, stürzt er schnell vor ihr auf die Knie, und dann erst umschlingt er sie. Es liegt eine starke Sinnlichkeit darin, gleich wie im Saltarello, Fandango und Bolero. Doch tritt sie in diesen raffinirter auf und das Chevalereske fehlt.“

Vielleicht, daß sich einer der Lesenden erinnert, wie er einst mit jungen Jahren in eine einsichte Mühle an den Vorbergen gekommen. Es war Sonntag nach der Vesper, der Ruckuck an der Holzuhr schlug etwa viere und der Müllerbursche spielte zur Kurzweil die Cither am großen Ahorn Tisch unter dem Crucifix. Die Sonne lugte auch herein, zeichnete die Fensterstöcke auf den Boden und erhellte freundlich die ganze Stube. Zwei Schwestern, jugendlich und frisch, sitzen an der Ofenbank und flechten zum Zeitvertreib kleine Blumenkränze aus dem Flor der nächsten Wiese. Sie sind vielleicht für den Heiligen in der Hauscapelle bestimmt. Unerwartet tritt ein beliebter Jägersbursch herein, fragt zum Schein, ob kein Bier im Keller, setzt sich auf die Ofenbank, fängt mit den Mädchen zu schäkern an. Nachbars Leni geht auch vorbei, schaut zum Fenster

herein, wird nicht mehr fortgelassen. Bald kommt ein Studiosus Theologia heran, der Stolz des nächsten Dorfes, eigentlich ein Aktienstudent, zu dessen Leibgeding die ganze Gemeinde zusammensteuert, ein wackerer Junge, nur daß er Sonntags nach der Vesper lieber den Mädchen nachgeht, als dem Brevier. Der Müllerbursch, der Sohn des Hauses, hebt ein Schnaderhüpfel an, der Jäger, selbst erfahren in der Poesei, thut darauf Bescheid und fällt mit seinen Liedlein ein; die ältere Tochter, ahnungsvoll, holt den Zumüller herbei, der nicht schwer zu finden war. Jetzt spielt aber der Sohn des Hauses seine Ländler auf; und nun gehts an und die Lustbarkeit hat bald ihren vollen Lauf. Der Jäger, der Student, der Zumüller und die drei Mädchen, lauter zierliche Paare in der heitersten Feierabendslaune, die sich drehen und schwingen und juchzen und singen wohl Stunden lang! Solche improvisirte Sonntagsfreuden auf dem Lande haben ihren unvergeßlichen Reiz — die Kirchtage und Hochzeiten sind gewiß nicht halb so viel werth. Der Tanzplatz im Wirthshaus ist nämlich nur weiter, nicht höher als eine gewöhnliche Bauernstube und erscheint daher nur um so niedriger — die hereinhängende Decke also, die schlechten Talglichter mit ihrem düstern Schein, die Hitze, der Dunst und Qualm, das Drängen und Drücken, das Stampfen und Stoßen der Tänzer, das wilde Jauchzen und das furchtbare Geschmetter der Trompeten in der nächsten Nähe — dieß ist ein Ganzes, das mir die schüchterne Bemerkung aufdrängt, daß von solchen Ergötzlichkeiten mancher feinere Mensch, der's zum erstenmal versucht, viel weniger Vergnügtheit mit nach Hause tragen wird, als er sich erwartet hatte.

Das Tanzen auf dem Lande ist von Seite der

Verwaltung schon manichfach in Behandlung genommen, bald beschränkt, bald verboten, bald wieder erlaubt und wieder verboten worden, allerdings nicht ohne Rücksicht darauf, ob in einer Gegend bei solchen Gelegenheiten viel oder wenig gerauft wurde. Daß man der unschuldigen Jugend dieses Vergnügen deswegen entzogen, weil ihre Väter zum letzten Landtag nicht im vorgezeichneten Sinne gewählt, ist wenigstens im cislebanischen Bayern nicht vorgekommen. Die gewöhnlichen Tanztage sind jetzt, außer den Hochzeiten, der Fastnachts-sonntag, der Kirchtag und Rathrein.

Ehemals waren die Ofter- und Maireigen im Freien überall üblich. Lentner fand sogar an manchen Orten noch Spuren von Tanzhäusern auf Gemeindefkosten. Wahrscheinlich war der Tanzstadel auch das Gemeindehaus, wo in älteren Zeiten das öffentliche Gericht gehalten wurde, wie sich das z. B. im Bregenzerwald und im tirolischen Enneberg gefunden hat.¹

An Allerseelen werden die Gräber auf dem Friedhof geschmückt und der Todten im Gebete gedacht. An diesem Tage wird auch der Seelenzopf gegessen, ein rautenförmiges flechtenartiges Gebäck, das den Kindern sehr willkommen ist.

Die Nacht zwischen Allerheiligen und Allerseelen gibt die Geister frei und es dauert ihre Zeit nun bis heiligen Dreikönig. Bis dahin mögen alle Unholde und gespenstischen Wesen, Hexen und Truden ihren Spuk betreiben nach Herzenslust.

Im November beginnt das Spinnen, der Kunkelabend, „der Heimgarten, die Sitzweil.“ Die Bauern

¹ S. Drei Sommer in Tirol S. 55 und 467.

laden selbst zur Kunkel ein und während die Mädchen, die sich da zusammenfinden, der Spinnerei obliegen, schneiden die Buben, die aus den Nachbarhäusern gerne herbeikommen, Späne oder spielen Biergeld aus, das sie nachher gemeinschaftlich vertrinken. Dazu singt man schöne Lieder und wenn ein junges Leut der Cither kundig ist, so wird wohl auch getanz. — In dieser Zeit, jagt Schmeller, von sechs bis neun Uhr an den Winterabenden, wo die Landleute beim Span, „Kien“ oder Vellicht zusammensitzen, da vorzüglich theilt eine Generation der andern ihren Schatz von Erfahrungen und Lebensansichten mit; da wird der ganze Vorrath an volksmäßigen Dichtungen, Erzählungen, Märchen, Liedern durchgegangen und mitunter durch neue Zugaben aus der Zeitgeschichte vermehrt. — Bei keiner andern Gelegenheit, selbst beim Biertruge nicht so sehr als da, kommt das reiche Capital an natürlichem Witz in Umlauf mit dem das Volk ausgestattet ist. — Diese traulichen Dorftränzchen, berichtet derselbe Autor an einem andern Orte, findet man in älteren Landesordnungen und zwar, da sie noch üblich sind und in der Natur der Sache liegen, vergebens verboten. Schon nach der Landesordnung von 1553 sind „die Kunkel nit mehr zu gestatten.“ Wo das in neuerer Zeit wieder eingeschränkte Verbot nach zahlreichen Gendarmerieanzeigen, Protokollen und Strafen einstweilen durchgesetzt worden, will man gleichwohl den Erfolg nicht loben. Selbst die Bavaria läßt einen Bauern sagen: „Früher sind die jungen Leute alle beim Licht zusammen gekommen, das hat das Landgericht verboten; jetzt kommen sie paarweis im Dunkeln zusammen.“

In den langen Winternächten kommts auch öfter

vor, daß verschwiegene Liebe ihre süßen Stunden feiert. Die Liebende empfängt den Liebenden am Kammerfenster und sie flüstern wonnevoll so manche Zeit. Man heißt dieß Fensterln, wie es die Bregenzerwälder Stubetgehen, die Schweizer Chiltgang nennen. Eigentlich soll das in allen Ehren geschehen; doch weiß ich zwar nicht, ob man im Bregenzer Walde und in der Schweiz dieselbe Wahrnehmung macht, aber in Altbayern ist nach den Folgen zu urtheilen, die ursprünglich enthaltsame Sitte mit der Zeit sehr begehrtlich geworden. Auch diese Gepflogenheit wurde, wie im Walde und in der Schweiz, schon in früheren Zeiten verboten, sie hat sich aber dennoch erhalten und einer stätig wachsenden Theilnahme zu erfreuen gehabt.

Die Nächte, welche auf die Donnerstage im Advente folgen, heißen die Klöpfelnächte. Es ziehen da am finstern Abend die Kinder im Dorfe umher, klopfen, einen Reinspruch sagend, an den Hausthüren an und erhalten dann einigcs Obst und das hochgeschätzte Klebenbrod zum Geschenke.

Auf den sechsten Christmond fällt der Tag des heiligen Nicolaus. Ursprünglich ein frommer Bischof in Lycien erscheint dieser Heilige unter den Altbayern an diesem Tage, gefolgt von seinem Knechte Klaubauß, der in wildem Bärenpelze den Sack auf dem Rücken, die Birkenruthe in den Händen trägt, um die guten Kinder mit allerlei Gaben, zum Essen und zum Spielen, zu beschenken, die bösen dagegen mit der Ruthe, wenn auch sanft und milde, zu bestrafen. Vergoldete Nüsse, die er gespendet, werden noch lange als Schaulust aufbewahrt. Der Christbaum, welchen erst die Protestanten nach München gebracht, ist außerhalb der

Mauern der Städte noch wenig bekannt; nur einzelne Wirthe und Müller beginnen die freundliche Sitte anzunehmen.

Sanct Thomas, der ungläubige Apostel, gibt den Rauchnächten ihren Anfang. Außerdem sind es deren noch drei, nämlich Weihnachten, Neujahr und heilig Dreikönig, allemal der Vorabend. Warum sie Rauchnächte heißen, ist oben schon erläutert worden; hier wollen wir nur noch nachtragen, daß die Kräuter, die am Tage von Mariä Himmelfahrt geweiht, nunmehr mit Wachholderbeeren und Weihrauch in die Glutpfanne geworfen werden. Die Rauchnächte sind voll Schauer und voll Geheimniß und wissen junge und alte Kinder gar viel davon zu erzählen. Daß man in der Thomasnacht, soferne man ein Mädchen ist, den künftigen Bräutigam erschauen kann, ist nicht unbekannt — wie es aber zu bewerkstelligen, mag in den Quellen nachgelesen werden.

Am Christabend beginnen die Gebnächte, die zwölf Nächte bis zu heiligen Dreikönig, welche die schauerlichsten sind von allen. Namentlich das wilde Gejaid zieht um diese Zeit am liebsten aus, zuweilen von gar schöner Musik begleitet, was noch jetzt zu erkennen gibt, daß die nächtliche Jagd ursprünglich den Freudenzug des alten Wodan bedeutete. An jenem Abend selbst wird auch das Schicksal befragt, indem der Fragende in den drei höchsten Namen Blei oder Citweiß in ein Glas Wasser gießt, das unter dem Ave Maria gefüllt worden. Die Gestalten, die da entstehen, werden ausgelegt und auf die Zukunft gedeutet.

Aber gießen, sagt Leoprechting, können viele, auslegen nur wenige.

Um Mitternacht schlägt auch die Stunde, wo die Thiere miteinander in menschlicher Sprache zu sprechen pflegen. Nach alter Sage verstehen es nur die Sonntagskinder, allein zuweilen sind die Klänge auch andern Leuten verständlich, so z. B. dem Wolfbauern in Niederbayern, dem seine beiden Ochsen, wie Panzer berichtet, den Tod voraussagten, und der auch acht Tage später sterben mußte.

Um Mitternacht wird auch seit einigen Jahrzehnten das Hochamt gefeiert, zu dem die Glocken in der Stille der heiligen Nacht mit wunderbar geheimnißvollem Klange laden. Dieser wieder erneuerte Gottesdienst schickt sich übrigens viel besser auf das Land als in die Stadt, wo der zahllose Unfug reichlich die mäßige Andacht aufwiegt.

Auf den Stephanstag zum Abend ladet das Mädel den Liebsten ein zum „Laibanschneiden.“ Sie legt den Laib von Klezenbrod, den sie zu Weihnachten erhalten, auf den Tisch und gibt ein Glas Schnaps dazu. Der Bue muß das Brod anschneiden, ißt ein wenig davon und das „Scherzel“ nimmt er mit. Dafür hat er die süße Pflicht, das Mädchen nach heilig Dreikönig zum Tanz zu führen.

Das neue Jahr wurde früher mit Pistolen und Böllern angeschossen, auch mit manchem alten Liede begrüßt. Am Rochelsee gehen auch jetzt noch vier Mädchen, die ihre Stimmen für den Chor gebildet, von Haus zu Haus, „das Neujahr anfangen,“ wofür sie ein kleines Geschenk erhalten.

Und so schließt sich der Kreislauf des Jahres.

Es sollte nun allerdings noch eine Beschreibung dessen folgen, was bei Taufe, Hochzeit und Begräbniß

üblich ist, aber ich verzage¹ — denn leichtlich möchte der Leser schon in dem was hier geboten wurde, zu viel und daher weniger als sein Vergnügen gefunden haben. Auch ist zumal die Lehre von den Hochzeitsfeierlichkeiten ein sehr langes Capitel und dabei doch immer eine unsichere Disciplin, denn die Sitte wechselt fast von Ort zu Ort. Allenthalben wickelt sich aber dieses heilige Geschäft von seinem ersten Anfang, der Brautschau und dem Drangeld, das der Bräutigam dem Schätzlein gibt, bis zum alterthümlichen Brautlauf und zum fröhlichen Schlusse, in einer endlosen Reihe von festbestimmten Gebräuchen und Ceremonien ab, die nur zum Theil sinnreich, vielmehr jetzt noch verständlich, zum andern Theile ganz bedeutungslos geworden sind, wenigstens von den Landleuten selbst nicht mehr ausgelegt werden können. Nichts scheint übrigens weniger beneidenswerth, als die Lage und die Pflichten des ländlichen Bräutigams, der immer in Athem gehalten, immer geplagt und geheßt wird, mit der Braut in vielen Orten an seinem Ehrentage gar nicht tanzen darf und zuletzt noch am Abend der Hochzeit selbst sich gefallen lassen muß, daß sie ihm nach uraltem Ritus die Allerliebste

¹ Was Sterben betrifft, möchte doch noch eine Sitte erwähnt werden, die dem Bayerlande eigen ist und dem Fremden auffallen wird. Man legt nämlich den Gestorbenen sogleich nach dem Tode auf ein Brett, Rehbrett, vom althochdeutschen reh, Leiche, wo er bis zum Begräbniß liegen bleibt. Nach diesem gibt man das Brett dem Maler, der es blau anstreicht, den Namen des Gestorbenen, eine Bitte um ein Vaterunser und R. I. P. (requiescat in pace) daraufsetzt. Diese Andenken werden dann auf der Flur oder im Walde, wo die Fußsteige vorübergehen, an Feldkreuzen oder Baumstämmen festgemacht und bleiben dort bis sie verwittern.

stehlen, die er dann wieder in demüthigender Weise mit schwerem Gelde auslösen muß. Wenn unsre gebildeten Bräutigame in der Stadt diese Prüfungen auf gleiche Weise zu überstehen hätten, so würde sich, wie man sicher annehmen darf, selbst das halbe Duzend fashionabler Hochzeiten, das noch jährlich mühsam zusammengebracht wird, gewiß um ein Namhaftes verringern. Gerne verweisen wir daher, da ein Auszug des Wissenswürdigsten sich nicht leicht geben läßt, auf die gründliche, zunächst auf Lentners Sammlungen gebaute Darstellung der Bavaria. Dort wolle man auch Kenntniß nehmen von dem „Kuchelbrief,“ d. h. dem Speisezetteln eines angesehenen Hochzeitsschmausens am unteren Inn und es werden sich nur wenige finden, die nicht davon überrascht sind. Welch dehnbare Einrichtung der bäuerlichen Eingetweide, die viele Wochen und Monate lang von Nudeln, Wasser und Milch sich nur mäßig füllen und dann wieder ganze Rinder und Braupfannen verzehlingen können, ohne sich bekloffen oder verletzt zu fühlen! Gerade hier aber möchten einige Zweifel aufstehen, ob dieser Gebrauch, wenn er sich etwa ändern wollte, einer Erhaltung werth, vielmehr ob sein Untergang zu bedauern wäre. Mancher Unbefangene findet vielleicht einen Fortschritt in der bürgerlichen Weise, die sich von der früheren Völlerei, die auch ihr gemeinsam war, mehr und mehr abgewendet und sich nach dem Grundsatz: wenig aber gut, gerichtet hat. Und von den Erfahrenen und Weisen werden die meisten zugeben, daß an solchen Ehrentagen eine gute Flasche Wein des Menschen würdiger als zwölf Maß Bier und ein Wildentlein oder ein Stück Rehziemer wohlschmeckender, gesünder und billiger sei als sieben Teller voll Rindfleisch.

Gehen wir aber noch für kurze Zeit auf das Bauernleben zurück, wie es uns oben der Kalender vor Augen stellte. Da bemerken wir denn zuvörderst, wie immer der Jüngere betrauert, daß an Sitten und Gebräuchen, Liedern und Sagen zu seiner Zeit eine ärmere Ausbeute zu machen als da sein Vorgänger sammelte. Man findet jetzt kaum noch beisammen, was Leoprechting aufzeichnete, dieser vermißt schon manches, was noch Lentin und Panzer gesehen und gehört und letztere arbeiten auch schon auf einem fühlbar kargeren Felde, als jenes war, das noch Schmeller abernten konnte. Springen wir aber von Schmeller auf die deutsche Mythologie von Jakob Grimm und gestalten wir aus dieser ein Bild von dem, was noch vor drei oder vier Jahrhunderten vorhanden war, so ist es gerade als ob eine ganze Welt versunken wäre. Es ist kein Zweifel, der alte, duftende, poetische Wald des deutschen Volkslebens ist zum allergrößten Theile abgetrieben und man sieht an seiner Stelle nur noch hie und da etliche besonders zähe Stauden, die aber auch vielleicht schon bald an Altersschwäche zusammensinken werden. Nur was die Kirche unter ihr Dach und in ihren Altus hineingenommen, zeigt noch ein frisches Leben, obgleich bei näherem Zusehen auch auf diesem Gebiete mancher Abgang zu entdecken sein wird.

Wer ist aber an dieser Verheerung Schuld? Vielfach wohl die Zeit allein — zumal was die Ueberlieferungen betrifft, die nur mündlich vom Vater auf den Sohn gingen. Als die deutschen Bauern aufhörten, von den Nibelungen, von König Etel und von Dietrich von Bern zu reden, vergaßen sie wohl auch nebenher viele andre Denkwürdigkeiten aus uralten Tagen. Einen

guten Theil erstickte dann die Obrigkeit, namentlich jene Gepflogenheiten, die etwas fest und geräuschvoll in die Außenwelt traten. Die deutschen Amtleute in ihrer städtischen, zumal kleinstädtischen Langweile hatten von jeher eine Pique auf die Kurzweil der Bauern. Manchmal mochte diese auch in der That etwas polizeiwidrig ausschlagen, und zumal in neuerer Zeit kann man sich wohl denken, daß der kritisch gewordene Verstand, der an der naiven kindlichen Fröhlichkeit von ehe sein Genuß nicht mehr findet, sich durch besondre Flegerei eine modernere Freude machen will. Indessen — die Verfolgung dauert schon seit Jahrhunderten — nicht bloß, wovon die obigen Beispiele sprechen, in den sämtlichen, jetzt bayerischen Landen, sondern sicher wohl eben so gut in andern Gebieten des deutschen Reiches. Zu den Verbotten, die wir bereits erwähnt, können wir hier noch nachtragen, daß auch die Maibäume „der jungen Gesellen und Mägde“ in der oberpfälzischen Polizeiordnung von 1657 als „ein unflätig, unchristlich Ding“ verboten wurden, und daß selbst der Codex Maximilianus „dem zwar uralten, aber zu nichts als bloßem Bürger- und Bauernlust dienende Gebrauch des Maibaumschlags“ Einhalt gethan wissen wollte. So scheint es selbst unser wackerer Kreittmahr nicht für passend gehalten zu haben, wenn etwa dem Bauern für Bälle, Concerte, Theater und eine Menge städtischen Zeitvertreibs, der ihm nicht zugänglich, eine kleine Gegengabe und Entgeltung vergönnt würde.

Die lange Zeit, da Montgelas das Land verwaltete, war diesen Bauernfreuden auch nicht günstig. Für den neuzuschaffenden Staatsbürger, den man sich möglichst gebildet und vernünftig dachte, schien dieser bäurische

Hirlesanz weder nothwendig noch anständig. Man
 schärfte daher schleunigst die alten abgekommenen Ver-
 bote wieder ein und fügte auch wohl neue hinzu. Ob
 sie befolgt wurden, wäre eine Untersuchung, die uns zu
 weit führen könnte. Jedenfalls erhielten diese Ergötz-
 lichkeiten erst unter dem folgenden Landesherrn ein an-
 genehmeres Dasein. König Ludwig, der wenigstens an
 solchen Volksfreiheiten seine Freude hatte, erlaubte schon
 nach zwei Jahren die Maibäume wieder,¹ und selbst
 das bisher unerwähnte Haberseldtreiben, die bedenklichste
 von allen diesen Ueberlieferungen, wurde, wenn nicht
 ermunthigt, doch mit vieler Nachsicht behandelt, bis es
 eben doch zuletzt wieder dem Bann verfiel, vielleicht
 verfallen mußte. Daß neuerlich auch die Spinnstuben,
 diese „traulichen Dorfkränzchen“ wieder verboten worden
 sind, haben wir schon gesagt. Im Ganzen ist aber,
 wie oben angedeutet, sehr schwer herauszubringen und
 darzustellen, nicht so fast was und wann es verboten
 worden ist, als vielmehr, wie und wo diese Verbote
 gehalten werden. Es geht auch mit diesen Ausflüssen
 höherer Weisheit wie mit dem Verbot des Hazardspielens
 in den vornehmen Ständen oder des Tabakrauchens in
 den Kanzleien u. s. w.

Was soll man nun aber thun zu Gunsten jener
 ehrwürdigen Ueberbleibsel vergangener Jahrtausende?
 Ich glaube gar nichts, als ihnen die Freiheit gönnen,
 ruhig fortzublühen oder abzusterven. Das ganze alte
 Heidenleben mit all seinen Freuden und Festlichkeiten,

¹ Es gibt übrigens jetzt noch Landgerichte, wo der Mai-
 baum wie das Maifest der Jugend strenge verboten sind.
 Anderswo wird dagegen letzteres noch mit großer Feierlichkeit
 begangen, so namentlich zu Haselbach, Landgericht Ebersberg.

daß die ganze Natur, Wasser, Feuer, Luft und Erde, Thiere, Pflanzen und Steine in seinen heiligen Kreis hereinzog, Alles belebte, poetisirte, hold oder gespenstlich macht, dieses Leben — auch ohne seine Dogmatik — wieder herzustellen, daran denkt wohl niemand. Wenn jetzt die Zahl der katholischen Feiertage, obgleich die Hälfte abgeschafft, für den Deconomen noch immer zu groß ist, so könnte man kaum auf Beifall rechnen, wenn man noch ein halbes Hundert heidnischer zur gemüthlichen Feier vorschlagen wollte. Ohne Wiederbelebung des ganzen Baums bleibt aber auch die Gesundheit der jetzt noch grünenden Zweiglein sehr unzuverlässig — und doch ist nicht zu helfen. Diese Wahrheit mag manchem melancholisch scheinen — auch bleibt kein andrer Trost, als daß Alles vergänglich auf der Welt und daß die Menschheit — wie wir wenigstens annehmen — bei alle dem, was sie auf jedem Schritt verliert, doch in den wichtigsten Dingen vorwärts geht und gewinnt.

Bedauerlich ist es immerhin und unter allen Umständen, daß der unschädliche, der poetische Aberglaube und Zubehör, Sagen, Märlein, Lieder, Sprüche, Sitten und Gebräuche, so rasch dahinschwindet, während der schädliche, der sich namentlich in der Heilkunde, in dem Glauben an Zaubermittel und Quacksalbereien breit macht, noch felsenfeste Wurzeln hat.¹

Zu den Ueberlieferungen des Volkes gehören auch seine Sagen. Hiefür hat Friedrich Panzer seiner Zeit das Beste gethan — nach ihm sammelte der schon öfter belobte Freiherr von Leoprechting im kleinen Raum des Lechrains und A. Schöppner im „Sagenbuch der bayerischen

¹ S. darüber Dr. Wolfsteiner in der Bavaria. S. 458 ff.

Landes“ für das ganze Königreich. Neuester Zeit hat auch Professor R. Maurer über diesen anziehenden Gegenstand eine schöne Arbeit in der Bavaria niedergelegt. Sie leidet aber keinen Auszug, und wir erlauben uns daher die Freunde der Sagentwelt lediglich dorthin zu verweisen.

Gleichwohl wollen wir die Sache nicht ganz unbesprochen lassen — wir gedenken jedoch nicht auf alle, nicht auf viele, sondern nur auf einige wenige, aber gerade auf die bedeutungsvollsten der bayerischen Sagen einzugehen, nämlich auf jene, die von Kaiser Karls Geburt und von seinem unterirdischen Leben im Untersberge erzählen. Ursprünglich war Alles, was wir hierüber mittheilen wollen, eine Vorlesung, welche eines stillen Abends vor einer gebildeten Gesellschaft zu München gehalten wurde. Für den Wissenden führte dieselbe nichts neues mit sich, wie sie denn überhaupt nichts anderes sein wollte, als der Versuch aus den unermesslichen Forschungen Jakob Grimms ein kleines Stück für eine anspruchslose Zuhörerschaft zurecht zu richten. Fast aller stoffliche Gehalt und die ganze Deutung desselben ist aus jener goldreichen Fundgrube geschöpft. Es ist nun zwar seit jenem stillen Abende schon manches Jahr dahin gegangen, allein gerade in der Auffassung und Deutung der Karlsage hat die jüngste Forschung meines Wissens nichts geändert, so daß die folgende Besprechung durch den Lauf der Zeiten von ihrem geringen Werthe nicht viel verloren haben dürfte.

Beim Anfang dieser Unterhaltung kann uns aber nichts so förderlich sein, als die lebhafteste Betrachtung, daß nicht immer alles so war wie jetzt, und daß es Zeiten gab, gegen welche das sogenannte graue Alterthum der

Mittergezeiten schon eine sehr moderne Epoche ist. In jenen Tagen, aus welchen wir die ersten Fäden unserer Sagen herleiten, war noch kein Stein gelegt zu unsern vielen Haupt- und Großstädten, zu den ragenden Münstern und Domen, die sich in unsern Strömen spiegeln. Das Land sah sehr ländlich aus, sehr idyllisch, oder, wie es die Römer nannten, sehr barbarisch. Schwarze Wälder rauchten auf und ab durch ganz Germanien, so daß nach uraltem Volksspruch das Eichhorn sieben Meilen weit über die Bäume laufen konnte; auf den stillen Wiesen zwischen dem Hochwald weideten die Heerden, der Reichthum unserer Ahnherren, und an der Quelle oder am Saum des Forstes oder in friedlicher Waldeinsamkeit stand das hölzerne Bauernhaus, die Heimath des blonden Deutschen.

In diesen Hütten sind vor bald zweitausend Jahren schon viele unserer Sagen erzählt worden; ja manche davon waren schon ziemlich alt, als sie auf deutschem Boden ankamen. Die ersten Anfänge der germanischen Mythologie liegen nämlich nicht innerhalb der vaterländischen Marken, sondern weit hinten in Asien, am indischen Gebirge, im Ursitz der europäischen Völker. In jenen Zeiten waren aber unsere Voreltern noch heidnisch, und also stammen unsere meisten Sagen aus dem Heidenthum.

Es ist ein tiefer Zug der deutschen Natur, daß die einheimische Gelehrsamkeit, von Griechenland und Italien angezogen, seit Jahrhunderten die gründlichsten Untersuchungen über die Mythologie der Griechen und Römer pflog, und sich um die eigene gar nicht kümmerte.

Die ersten Versuche, die deutsche Mythe wieder im Lande einzubürgern, geschahen im vorigen Jahrhundert.

Klopstock gab dem Unternehmen allen Nachdruck, den er damals als erster Dichter der Nation ausüben konnte, und der süßliche Mollton jener Zeit fand einen angenehmen Gegensatz in diesen kräftigen Gestalten einer fernen Vergangenheit. So wurde also in den Gefängen jener Barden Odin wieder angerufen als Verleiher des Sieges, die Walkyren brausten durch die Schlachten des siebenjährigen Krieges, und man glaubte Thorr mit seinem donnernden Hammer zu hören, wenn ein Gewitter über die Elbe zog.

Diese Richtung hat sich indeß nicht sehr lange erhalten, und zeigte sich nur insofern nützlich, als sie den Blick wieder über eine Vorzeit streifen ließ, an die man längst nicht mehr gedacht hatte.

Viel wirksamer und bedeutsamer dagegen trat später die romantische Schule auf. Es war ein wunderlicher Gegensatz — diese neugothischen Dichtungen, die das damals junge Deutschland in die Welt schleuderte, und die unheimlichen Himmelszeichen, die am politischen Firmament auf- und abgingen. Während die Geschichtsforscher des Rheinbundes ihren Wit und fast auch ihre Ehre dafür einsetzten, daß alle Süddeutschen, die Bayern, die Schwaben und die Franken einstens Kelten gewesen und noch Brüder der neuen Gallier seien, und sich nur zu freuen hätten, daß die verwandtschaftlichen Bande mit diesen immer enger geknüpft würden — während die Länder am Rhein und die alten deutschen Kaiserstädte schon an den befreundeten Nachbar verloren waren und in Kassel die galante Liederlichkeit eines französischen Hofes ihren Sitz aufgeschlagen hatte, zu der Zeit, als es für viele den Anschein gewann, daß, wie der Name Deutschland schon untergegangen, so auch die

deutsche Nationalität, Sprache und Sitte dem Untergang bestimmt sei, in denselben Tagen führte die Poesie mit unwiderstehlicher Aufdringlichkeit das Mittelalter herein, sprach wieder von deutscher Vorzeit, und siehe da — alle Almanache wimmelten von silbernen Harnischen und goldenen Sporen, von Helmzierden und Wappenröcken, von Banketten und Turnieren, von den kühnsten Reden und den holdseligsten Fräulein mit längstvergessenen Taufnamen, die aber seitdem ins Leben übergegangen sind; auch Riesen und Zwerge traten auf, Hampelmännchen und Wichtelmännchen, Schwanenjungfrauen, Elfen und Nixen. Kreuzgänge und Burgverließe erfüllten den Leser mit anmuthigem Schauer, und alles wurde gehoben und verklärt durch den goldigen Schein gothischer Kirchenfenster, welche in die Bücher ahnungsreich hineinstrahlten.

Anfangs ging man nun freilich nicht gar tief in die Schichten der vergangenen Zeit hinein, war vielmehr schon mit den Blümlein zufrieden, die am Eingang wuchsen, aber im Laufe der Jahre führte die Romantik zu großen und unerwarteten Fortschritten. Insbesondere leitete sie zum genaueren Studium des alten schwäbischen Minnegefangs. Etliche vertwegene Männer gingen sogar an das Nibelungenlied, lasen es wirklich durch und wiederholten oft und gern was Johannes v. Müller geweißagt, nämlich: das Nibelungenlied könnte die deutsche *Mias* werden.

Vom Nibelungenliede ging man zurück in frühere Jahrhunderte. Wie der Eifer wuchs, so sprudelten auch die Quellen, und über manche Dinge, die man in der Nacht des grauesten Alterthums vergraben wähnte, brach allmählich eine vielversprechende Dämmerung an. Zu

dieser Zeit traten die Gebrüder Grimm auf und gründeten sich aus der deutschen Vergangenheit einen Namen für alle Gegenwart und Zukunft. Insbesondere hat Jakob Grimm, nach bahnbrechenden Arbeiten über die deutsche Sprache und altdeutsches Recht, im vorletzten Jahrzehent die deutsche Mythologie gegründet. Ihm verdanken wir die erste umfassende Darstellung des Götterglaubens unserer Voreltern, und die erste übersichtliche Nachweisung, wie vieles aus der Gegenwart noch in jene heidnischen Urzeiten zurückzuführen sei.

Es war nun aber keine leichte Arbeit, die alten verschollenen Götter aus dem anderthalbtausendjährigen Schutt herauszugraben und ihnen wieder zu Namen und Würden zu verhelfen. Aus den Zeiten der alten Cherusker und Markomannen haben wir über vaterländische Zustände nur die dürftigen Nachrichten römischer Schriftsteller; selbst die spätern heidnischen Lieder, welche Karl der Große sammeln ließ, sind wieder verloren gegangen. Auch in den nächsten Jahrhunderten, nachdem die Deutschen das Christenthum angenommen und Lateinisch die Schriftsprache geworden war, fiel es niemanden bei, die Ueberreste der vergangenen Zeit zu sammeln und über ihr Wesen den Nachkommen Bericht zu geben.

Reichere Ausbeute schaffte der stammverwandte Norden. Dorthin ist nämlich das Christenthum um vier oder fünfhundert Jahre später gedrungen als zu den Deutschen. Im frühen Mittelalter hatten sich etliche Schaaren nordischer Männer auf der fernen Insel Island eine Freistätte gegründet, und dort zwischen Schnee und Eis blühte die alte Poesie noch manches Jahrhundert, nachdem sie in Deutschland verflungen war, ja sie

nahm sogar einige deutsche Heldenlieder in sich auf, von denen in unserer Sprache die Originale verloren sind. Auch fanden sich dortselbst nach der Bekehrung noch weise Männer, welche ihre Liebe der Vorzeit und ihren Gefängen zuwendeten. Diesen alten isländischen Archäologen verdanken wir die Sammlung der uralten Lieder und Sagen, welche man die Edda nennt. Sie ist wegen der innigen Verwandtschaft der nordischen Sprache und Mythologie mit der deutschen unentbehrlich für die Erklärung der letztern.

Ein anderes Hülfsmittel zur Einsicht in diese Dinge fand sich allmählich in der Volks Sage. Je näher man diese kennen lernte, desto belehrender zeigte sie sich. Gerade dadurch aber erhielt das mythologische Studium eine praktische, für Haus und Feld verwendbare Seite, denn manche deutsche Sitte, und mancher deutsche Glaube und Aberglaube, worüber niemand Auskunft geben konnte, erklärte sich nun ganz ungekünstelt und angenehm aus irgend einem Glaubenssage, der zwar jetzt vergessen ist, aber nichtsdestoweniger vor fünfzehnhundert Jahren noch in vollem Ansehen war.

Der deutsche Polytheismus war ungefähr ebenso eingerichtet wie der griechische. Die höchste Verehrung stand zwölf Hauptgöttern zu, aber neben ihnen lebte noch eine ungezählte Menge von halbgöttlichen Wesen. Wie bei den Griechen die Titanen und Giganten den Göttern feindlich gegenüberstanden, so im deutschen Glauben die Niesen 2c. Den griechischen Heroen gleichen die Nationalhelden Tuisko, Mannus und andere, welche göttlicher Abkunft und nach siegreichem Leben in Walhalla eingegangen waren. Die Hellenen dachten sich in Wald und Feld, in Strom und Meer ein zahlreiches

Geschlecht von schönen, wilden Jungfrauen verschiedenen Berufes, die sie Dryaden, Oreaden, Nereiden hießen, und diesen sind die Waldfrauen, die Elfen, die Nixen gleich. Den Satyrn und Faunen entsprachen etwa die Kobolde, die Zwerge u. s. w. Diese mitunter sehr menschenfreundlichen Wesen standen dem Volke viel näher, und schienen ihm um ein gutes traulicher, als die zwölf großen Götter. Auch trieben sie ihr Wesen in allen deutschen Ländern, und der Glaube an sie war überall gleich verbreitet. Unter den großen Göttern finden wir dagegen eine gewisse Auswahl getroffen, und wie in Griechenland jede Stadt ihren eigenen Schutzgott hatte, und über seiner Verehrung die andern Olympier mehr oder weniger hintansetzte, so war auch in Deutschland der eine Stamm diesem Hauptgott ergebener, der andere jenem.

Diese Landesgötter hatten ihre geheiligten Haine, ihre Priester, ihre Feste und ihre Opfer. Ihre Verehrung war eine öffentliche, vom ganzen Volke als Stammesfache betrachtete. Der Cultus der andern, der halb-göttlichen Wesen war dagegen ein innerer, prunkloser, ohne Feste und ohne Priester. Als nun die Sendboten des Evangeliums auf den deutschen Boden kamen, war ihre erste Sorge die Verehrung des Landesgottes zu stürzen, denn damit war das schwerste geschehen. Als Bonifacius bei Geismar in Hessen die dem Wodan geweihte Eiche umgehauen hatte, fielen die Hessen auf die Kniee und ließen sich taufen. Wenn auf diese Weise dem Volke gezeigt war, daß sein Landesgott solche Frevel an seinem Heiligthum nicht zu bestrafen vermöge, so war der Glaube gebrochen, und es nahm — wenigstens dem größern Theile nach — willig die neue Lehre an.

Gleichwohl finden sich sogar noch heute von dieser Verehrung der Bäume deutliche Beispiele, die sicher vorchristlichen Ursprungs sind. In Niedersachsen und Westphalen pflegt die Jugend an manchen Orten des Ostersonntags unter lautem Freudengeschrei um eine alte Eiche zu tanzen. Eine heilige Eiche findet sich auch bei Planegg in der Nähe von München. Den Heidenaposteln gefiel es öfter an die Stelle solcher ausgehaucener Bäume christliche Kirchen zu errichten, und so blieb die alte Heiligkeit des Orts, nur mit neuer Weihe.

In den ersten christlichen Jahrhunderten waren übrigens viele ehrbare Leute der Ansicht, die alten großen Heidengötter, denen man die Persönlichkeit durchaus nicht absprechen wollte, seien eigentlich Teufel, die die Menschen zu ihrer Zeit durch List, Trug und Gewalt verführt hätten, ihnen göttliche Ehren zu erweisen.

So sind denn nun die großen Götter vorläufigst dahingegangen und verschollen; aber die kleine, neckische und liebenswürdige Familie, die Elfen, die Nixen, die Kobolde und Zwerge, sie blieben am Leben und leben noch jetzt. Ihre Verehrung ist freilich auch schon lange einer reinern Lehre gewichen, aber es ist bei dem Landvolk von diesem Cultus ein unschädlicher Glaube an ihr Dasein übergeblieben, der sich in schönen poetischen Volksagen fortpflanzt. Was uns also in solchem entgegenkommt, das sind zumeist die Bruchstücke einer alten, längst untergegangenen Religion.

Darin liegt denn auch der Werth, den sie für die Wissenschaft haben, und deshalb die neuen Ehren, die ihnen zu Theil werden. Im vorigen Jahrhundert wurden sie verlacht und als abergläubischer Tand verfolgt; jetzt werden sie hervorgesucht, gesammelt, ausgelegt und

commentirt. Was früher von witzigen Leuten als grundloser Unsinn verschrieen wurde, das tritt jetzt wieder als mythisch auf und wird der Gegenstand der scharfsinnigsten Untersuchungen. So kommt es denn, daß dieselben Männer, die des Tages über hinter den gelehrtesten Folianten sitzen und den alten Völkerzügen nachgehen vom Himalaja bis nach Island, des Abends zum Heimgarten in den Kunkelstuben einsprechen, mit den ältesten Bauernweibern Bekanntschaft anfangen, und über eine neugefundene Sage sich ebenso herzlich freuen können, als ein Astronom über einen neuentdeckten Weltkörper.

In das bezeichnete Gebiet gehört streng genommen nur die mythologische Sage, die von der historischen wohl zu unterscheiden ist, obgleich sich beide Arten oft berühren und in einander übergehen. Es ist nun eine beachtenswerthe Erscheinung, daß die historische Sage in eben dem Maße an Glauben verliert, als die mythologische an Ansehen gewinnt. Die letzten Jahrzehnte haben Sagen zusammenstürzen sehen, an deren Heiligkeit einst die gefeiertsten Geschichtschreiber nicht zu rühren wagten, Sagen, welche von den berühmtesten Republiken als ihre unumstößliche Urgeschichte anerkannt wurden. Die mythologische Sage verschlingt die historische, d. h. es zeigt sich immer mehr, daß die Ueberlieferungen früherer Jahrhunderte, auch wenn sie sich an bestimmte Orte und Personen knüpfen, doch meist nur neuere Incarnationen älterer mythischer Ideen sind. So wußte z. B. die älteste deutsche Sage zu erzählen, daß Wielands, des Schmieds, jüngerer Bruder Sigel an König Nidungs Hof kam, und als ein guter Bogenschütze von diesem aufgefordert wurde, dem eigenen Söhnlein einen

Apfel von dem Haupt zu schießen. Eigel nimmt zwei Pfeile aus seinem Köcher, legt den einen neben sich, und schießt mit dem andern mitten durch den Apfel. Darauf antwortet er dem fragenden König, der andere Pfeil hätte ihm gegolten, wenn der erste das Kind getroffen hätte. Von einem solchen Pfeilschuß, wo immer er auch geschehen sein mag, war unser frühestes Alterthum erfüllt, und die Sage taucht an mehreren Orten wieder auf.

Schon im zwölften Jahrhundert wurde sie in Dänemark auf Toko und König Harald bezogen. Die Norweger setzten statt Rüdung oder Harald Olaf den Heiligen, statt Eigel oder Toko einen Bogenschützen Namens Endridi. Die freigewordenen Männer in den Waldstädten sagten für König Rüdung, Harald oder Olaf — Gefler, und für Eigel, Toko oder Endridi sagten sie Wilhelm Tell; nahmen auch alles mit herüber was der Erzählung einstweilen im Norden angewachsen war, nämlich Seesturm und Schuß auf den Tyrannen. Es sind Nachrichten vorhanden, daß diese Sage, die gewiß schon vor der Zeit Karls des Großen entstanden, gerade wieder im fünfzehnten Jahrhundert eine der beliebtesten Erzählungen wurde. Nun ist sie in ganz Deutschland abermals vergessen, aber dafür in der Schweiz, an den Felsen des Vierwaldstädter Sees hängen geblieben und zu welthistorischem Ansehen gediehen. Und doch hat es nie einen Gefler, nie einen Wilhelm Tell und nie ein Söhnlein desselben gegeben; er hat nie dem Hut die Reverenz verweigert, und nie auf das Haupt seines Kindes geschossen, obgleich man in Zürich noch die betreffende Armbrust zeigt; er ist nie auf dem Vierwaldstädter See im Sturm gefahren, hat nie den

Sprung auf die Tellenplatte, und weder Monolog noch Schuß in der hohlen Gasse bei Růßnacht gethan, obgleich dort noch zwei Kapellen stehen, welche diese Thaten verewigen. Johannes v. Müller, der große Geschichtschreiber, hat die Sage noch als volle Wahrheit in seinen Text aufgenommen, obwohl die gleichzeitigen Chronikenschreiber nichts von Wilhelm Tell wissen, und die ganze Geschichte erst anderthalb Jahrhunderte später sich in die Bücher einschleicht. Wir sind ihr gleichwohl dankbar für eines der schönsten dramatischen Werke in der deutschen Literatur, dem sein Werth sogar noch bleiben wird, wenn selbst einmal die Urner nicht mehr an ihren Heros glauben. Als im Jahr 1760 ein Schtweizer sich vermaß, zuerst den mythischen Charakter jener Erzählung darzulegen und zwar in einer Broschüre unter dem Titel: „Wilhelm Tell, ein dänisches Märchen,“ so ließ der Landammann von Uri alle Exemplare, die man erhalten konnte, öffentlich verbrennen, und niemand weiß, was dem Verfasser begegnet wäre, wenn er zur selben Zeit an Ort und Stelle gewesen.

Die mythische Sage gewinnt an Beglaubigung, je öfter sie gefunden wird, die historische Sage verliert umgekehrt an Wahrscheinlichkeit, sobald sie mehr als einmal vorkommt. Es ist z. B. sehr bedenklich, daß die Geschichte von den Weibern von Weinsberg auch von einem Schloß im Bintschgau erzählt wird, daß die Gräfin Ida von Toggenburg im Otschland Jutta von Braunsberg heißt, und an Fräulein Kunigunde und Ritter Delorges oder vielmehr an den von letzterem aufgehobenen Handschuh wird man kaum mehr glauben mögen, wenn man findet, daß der Mönch Eshard von St. Gallen, der erste, der sie erzählt, diese That einem

deutschen Rheingrafen, Runo von Lahustein, zuschreibt, und daß sie die spanischen Chroniken einem Don Manuel Ponce de Leon beilegen. Bei dem Eifer, mit dem jetzt die Geschichte in allen Richtungen revidirt wird, mag von den Historikern noch manches über Bord geworfen werden, was die Mythologen aufs beste verwenden können. Hat man doch erst vor kurzem als eine neue Entdeckung gelesen, daß die Jungfrau von Orleans nicht zu Rouen verbrannt, sondern gerettet worden sei, und bald darauf einen jungen Edelherrn geheirathet habe, auch in den Urkunden jener Zeit als Johanna, Jungfrau von Frankreich, Ehegattin des Ritters von Hermoise aufgeführt sei.

Wie sich übrigens die mythische Sage einerseits von der historischen unterscheidet, so andererseits von dem Märchen, obgleich die Grenzen auch hier nicht genau zu ziehen sind. Das Märchen ist nicht an bestimmte Verhältnisse geknüpft, während die Sage immer an einem bestimmten Orte wurzelt. Die Sage übt auch eine Reaction gegen fremdartige Zusätze; das Märchen nimmt alles in sich auf und kann sich alles angleichen. Es ist dabei sehr kosmopolitisch und geht durch alle Zeiten; manche von den Geschichten, die jetzt noch in den Kinderstuben erzählt werden, finden sich schon bei Herodot; andere sind aus dem Orient herübergekommen, andere aus der brittischen Jeenpoesie. Die Märchen wachsen oft erst recht fröhlich auf, wenn sie in fremden Boden versetzt werden. Die Geschichte von den sieben Helden, die mit vereinigten Kräften auf einen Hasen losgehen, findet sich schon früher, als sie in Deutschland bekannt wurde, in einem altenglischen Gedichte, hat sich aber gleichwohl in ihrem Vaterlande nie zu der Volks-

thümlichkeit aufschwingen können, die sie bei uns und im Schwabenlande genießt.

Wir stehen nun an dem Versuch, in die bayerischen Sagen etwas näher einzugehen. Wer aber dabei erwartet, daß ihm überraschende Schätze eröffnet werden, der täuscht sich höchlich, denn die Kenntniß der bayerischen Sagen liegt noch schier in den Windeln. Fast alle deutschen Stämme besitzen jetzt die Sammlungen ihrer Mythen; in Bayern dagegen ist alles so beschäftigt, daß noch niemand Zeit gefunden, sie neben einander zu stellen.¹ Immerhin scheint es höchste Zeit zu sein, denn wie in ganz Deutschland die mündliche Ueberlieferung am Aussterben ist, so auch in Bayern. Je mehr durch den Schulunterricht Lesen und Schreiben unter dem Landvolke verbreitet werden, desto schwächer wird sein Gedächtniß für die unge schriebenen Schätze, desto schneller verschwinden die Sagen. In der That muß schon in den letzten drei Jahrhunderten von solchen Dingen in Bayern sehr viel zu Grunde gegangen sein, denn unser Geschichtschreiber Aventin, der zur Zeit der Reformation gelebt, läßt darüber einige Winke fallen, die uns jetzt sehr wunderbarlich vorkommen. So gibt es z. B. eine zuerst im zwölften Jahrhundert im Lobgesang auf den heiligen Anno erwähnte Sage, daß die Bayern aus Armenien stammen, und in einem gleichzeitigen Berichterstatter über die Kreuzzüge findet sich sogar die Angabe, es hätten unsere reisigen Ahnherren, als sie mit Kaiser Friedrich dem Rothbart ins gelobte Land zogen, in dem Königreich Armenien, am Fuße des

¹ Bekanntlich ist diesem Uebelstande mittlerweile durch die oben erwähnten Sammlungen Friedrich Panzers, Leoprechtings und Schöpfners abgeholfen worden.

Ararat, ein Volk getroffen, dessen Muttersprache bayerisch gewesen, dasselbe bayerisch wie zu Tölz und zu Plattling, welches die andächtigen Kreuzfahrer an die süßen Töne ihrer Heimath erinnert und Ursache gewesen, daß sie sofort die dortigen Armenier als die Enkel der gemeinsamen Urahnen freundlichst begrüßt und umarmt hätten. Zu Aventins Zeiten war diese seltsame Kunde noch nicht vergessen, denn er nennt sie eine Sage von der, mit seinen Worten zu sprechen, unser gemein Vöfel viel zu erzählen weiß. Ebenso auffallend ist es uns, daß dazumal die deutsche Heldensage noch unter dem Volke fortlebte. Siegfried, der Drachentödter, und die schöne Krimhilde, König Etzel und der alte Gothenkönig Theodorich von Verona, alle diese scheinen zu Aventins Zeiten dem Volke noch wohl vertraut gewesen zu sein, denn als er die Thaten Dietrichs von Bern erwähnt, fügt er bei: „Unser Leut singen und sagen noch viel von ihm; man findet nit bald einen alten künig, der dem gemeinen Mann bei uns so bekannt sei, von dem sie so viel wissen zu sagen.“

Wenn man nun in diesen Tagen bei unsern Leuten, bei dem gemeinen Mann in den Städten und auf dem Lande nachfragen wollte, was ihm von der Abstammung der Bayern aus Armenien und von dem Erzkönig Dietrich von Bern bekannt sei, was würde man wohl für Antworten erhalten?

Indessen stehen uns doch wenigstens so viele bayerische Sagen zu Gebot, um an ein paar Beispielen den Zusammenhang mit der gesammten deutschen Mythologie nachweisen zu können, ja gerade auf unserem Boden finden sich zwei so merkwürdige und belehrende Mythen, wie sie nur überhaupt auf deutscher Erde vorkommen,

nämlich die Sage von der Geburt Karls des Großen auf der Reismühle, und jene von dem unterirdischen Fortleben dieses Kaisers im Untersberge.

Was nun die erste betrifft, so ist der Schauplatz bekannt, nämlich eine kleine Mühle nahe bei Gauting, in dem freundlichen Thale der Würm. Die Ueberlieferung aber lautet ungefähr so: Die Königstochter Bertha ist zur Braut des Frankenkönigs Pipin bestimmt, und zieht aus ihrem Vaterlande, welches sich die Sage im Osten denkt, mit Gefolge gegen den Rhein. Unterwegs befällt den Marschall der Gedanke, er wolle, da Pipin seine künftige Gemahlin noch nicht gesehen, diese tödten lassen und seine eigene Tochter an ihrer Stelle nach Frankreich bringen. Er gibt also zweien Knechten den Auftrag, die Königstochter in den Wald zu führen und zu ermorden. Diese aber, gerührt von so viel Jugend und Schönheit, erbarmen sich und bringen als Wahrzeichen das blutige Oberkleid der Braut und die Zunge eines Hundes zurück. Die falsche Bertha kommt sofort nach Frankreich und wird Pipins Gemahlin, die wahre dagegen findet nach manchen schweren Leiden in der Wildniß die Reismühle auf und wird des Müllers Magd. Nach wenigen Jahren kommt nun Pipin, der zu Weihenstephan bei Freising oft sein Hoflager hielt, auf der Jagd in die Gegend des Würmsees, verirrt sich, muß über Nacht in der Reismühle bleiben, findet da die schöne Maid, erkennt sie an dem Brautring, den er ihr einst gesendet, lernt den ganzen Hergang kennen, verstößt die falsche Bertha, nimmt die wahre zur Frau, und diese wird dann die Mutter des großen Kaisers Karl.

Die ganze Erzählung ist mythisch, wie schon der

Zug von der befohlenen Ermordung im Walde und dem Erbarmen der Knechte andeutet, welcher in derselben Weise auch in andern Sagen wiederkehrt, z. B. in der Geschichte der heiligen Genoseva. Es fragt sich nun wer diese Bertha sei. Die Ueberlieferung ist über den Namen ihres Vaters nicht im Klaren, und nennt ihn bald König Dietrich von Bayern und Schwaben, bald König Florus von Ungarn. Man kann sich darauf verlassen, daß es keiner von beiden war, denn solche zwei Fürsten haben unsere Erde nie bewohnt. Indessen läßt sich dem Wesen der geheimnißvollen Jungfrau in anderer Art auf die Spur kommen. Es liegt nämlich in der Natur der Sage, daß kaum eine gefunden wird, welche nur einmal und an einem einzigen Orte vorkäme, und nicht durch diesen oder jenen Zug an andere erinnerte. Die Sage von dem Apfelschuß gibt dafür ein belehrendes Beispiel. So kommt nun auch die Geschichte von der schönen Bertha öfter und an verschiedenen Orten vor. Sie begegnet uns nicht allein in Bayern, sondern auch in Franken, in Thüringen, in Flandern und in Frankreich, und an allen betreffenden Orten werden oder wurden, ebenso wie in unserer Nähe, die Mühlen gezeigt, welche sich rühmen, die Königin Bertha als Magd beherbergt zu haben. Die dazu gehörigen Sagen gehen nun freilich in manchen Einzelheiten auseinander, allein gerade diese Abweichungen lassen errathen, wie die Sache ursprünglich beschaffen gewesen, und so hat man denn durch Vergleichung derselben auch unsere Bertha erkannt, und zwar an ihrem Fuße. In der altfranzösischen Sage heißt sie nämlich *la Reine pédauque*, *regina pede aucae*, zu Deutsch: die Königin mit dem Gänse- oder Schwanenfuß. Der

Schwanenfuß aber ist das Kennzeichen der Schwanenjungfrauen, die zwar ihre ursprüngliche Schwanengestalt nach Gefallen mit einer schönen und liebreizenden menschlichen vertauschen, aber zum Zeichen ihrer höhern Natur den Schwanenfuß nicht ablegen können, wie man z. B. auch die Nixen und Wasserelfen, wenn sie als wohlgestaltete Mädchen ans Land und unter die Leute gehen, an dem nassen Kleideraum, dem nassen Zipfel der Schürze erkennt, oder den Teufel, wenn er in Menschengestalt erscheint, an seinem Pferdefuß. Bezüglich jenes Kennzeichens der schönen Bertha ist nun aber die Sage immer rücksichtsloser geworden, je weiter sie sich von ihrem Ursprung entfernte, und je undeutlicher dieser wurde. So heißt sie denn nachher „Bertha mit dem Fuße,“ später im Französischen: Berthe au grand pied. Noch später suchte man die Symmetrie wieder herzustellen, und gab ihr gar zwei große Füße. Aber alle Sachverständigen wissen, nur der eine große Fuß ist ächt, und auch dieser nur insoweit, als er den ursprünglichen Schwanenfuß bedeutet. Dazu stimmt denn auch der Name Bertha selbst; denn das altdeutsche *perah*, später *bercht*, *precht*, *bert* (vielsältig in Namen wie Adalbert, Rupert u. s. w.) bedeutet dasselbe, was das englische *bright*, nämlich glänzend oder weiß, und nebenbei ist nicht zu übersehen, daß Bertha von Pipin in einer Mühle, also dicht an ihrem Element, gefunden wird.

Nun ist aber auch noch zu erklären, warum die Sage Veranlassung nahm, den Kaiser Karl mit diesem Mythos in Verbindung zu setzen.

Die alten germanischen Königsgelechter leiteten alle ihren Ursprung von dem obersten Gott Wodan oder Odin her — er war ihr ältester Ahnherr. Die

sagenhaften Stammbäume der angelsächsischen Könige von England sind uns noch vollständig erhalten; auch nordische Ahnentafeln sind vorhanden, ebenso gothische; ferner etliche Bruchstücke der longobardischen. Es fehlt in diesen Genealogien nicht an wunderbaren Uebereinstimmungen zwischen den entferntesten Stämmen. So kommen die mythischen Ahnherren Agelmund und Cadwine aus der Reihe der angelsächsischen Könige auch wieder in dem longobardischen Stammbaum vor, als Agelmund und Audoin. Auch der gothische hat mehrere Namen gemein mit dem angelsächsischen, und so läßt sich schließen, daß diese Ahnentafeln, welche übrigens nur im Gedächtniß d. h. in Liedern überliefert wurden, in eine Zeit hinaufreichen, wo die deutschen Stämme noch alle nebeneinander auf verhältnißmäßig kleinem Raume saßen, und der Sagenschatz gleichsam noch im elterlichen Haus unvertheilt beisammen war, also wohl in eine Epoche, wo die Germanen den europäischen Boden noch nicht betreten hatten. Kaiser Karl nun, der mächtigste der deutschen Könige, der bis dahin erschienen, dessen Ruhm durch alle Welt ging, er konnte auch in der Sage nicht auftreten wie ein anderer Sterblicher, sondern mußte höheren Ursprungs sein. An Wodan konnte sie ihn aber nicht mehr anknüpfen, denn der war ja nach dem damaligen christlichen Volksglauben zum Teufel geworden. Unter diesen Umständen that nun die Sage alles für ihn, was sie noch für ihn thun konnte, sie gab ihm nämlich eine übermenschliche, halb-göttliche, mythische Mutter. Es ist auch wahrscheinlich, daß zu der Zeit, als die Sage entstand, noch das Wesen einer höheren Göttin, etwa der Gemahlin Wodans, in die Schwanenjungfrau hinüberspielte, so daß

diese also vielleicht noch mehr bedeutet, als was sie scheint.

Gewiß ist aber, daß man sich die heidnische Schwanenjungfrau später als eine christliche Königin dachte, und es ist dieselbe Bertha, deren man noch jetzt in Frankreich und Italien, wenn man von uralten, glücklichen Zeiten reden will, in dem Sprüchwort gedenkt: *au temps que la reine Berthe filait* oder *nel tempo ove Berta filava*, zur Zeit als Bertha spann. Die eheliche Verbindung der Schwanenjungfrauen mit sterblichen Menschen kommt übrigens öfter vor, und es werden in Westphalen und Hessen scheinbar ganz beglaubigte Beispiele aus dem letzten und vorletzten Jahrhundert erzählt. Es entstehen daraus in der Regel sehr glückliche Ehen, nur darf sich der Mann nie nach der Herkunft der Gattin erkundigen. Wenn er ihr durch irgend eine List das Geheimniß abgewonnen, so verwandelt sie sich augenblicklich in einen Schwan, und verläßt ihn sammt den etwaigen Kindern für immer.

Bekanntlich weiß auch die hellenische Mythologie von solchen Verbindungen zu erzählen, und man kann die ganze Geschichte von der Reismühle ins Griechische übersetzen, wenn man statt Karl der Große Achilleus, statt Pipin und Bertha Peleus und Thetis sagt.

Gehen wir nun zu dem Untersberg über. Der Untersberg erhebt sich, wie jeder weiß, der ihn gesehen hat, zwischen Salzburg, Reichenhall und Berchtesgaden in düsterer Majestät. Es ist da wirklich eine grüne Oase, wo wunderbare Geschichten manichfaltiger Art noch frisch und fröhlich blühen und ohne viele Mühe zu sammeln sind.

Im Untersberg sitzt nun Kaiser Karl schlafend an einem steinernen Tisch, und sein weißer Bart ist schon

zweimal um diesen herumgewachsen. Dieß ist der Hauptzug der Sage.

Wir besitzen eine ausführliche Beschreibung des Untersberges von Lazarus Wigner, der im Jahr 1529 zu Reichenhall im Dienst des Stadtschreibers stand, an Mariä Geburt desselben Jahres von einem Mönche in den Berg geführt wurde, alle seine unterirdischen Herrlichkeiten, auch den Kaiser Karl sah, und glücklich wieder an die Oberwelt und zum Stadtschreiber zurückkam. Dieser Lazarus Wigner hat hernach seine Fahrt beschrieben und den Bericht davon 35 Jahre später veröffentlicht. Er ist sehr ausführlich, und man sollte meinen, es wäre viel schönes daraus zu lernen; allein es zeigt sich denn doch in diesen Nachrichten weniger das unbewußte Walten der Sage, als vielmehr die bewußte Absicht wunderfame Geschichten zu erzählen. Ein ganz unächter Zug ist es z. B., daß Lazarus Wigner den Kaiser als einen großen alten Mann mit schneeweißem Bart auf einer Weise spazieren gehen sieht; denn nach der ächten Ueberlieferung muß der Kaiser nothwendig an dem steinernen Tische schlafen, um welchen der verhängnißvolle Bart herumwächst. Auch von den angehängten Prophezeiungen, die bis zum Jahr 1820 reichen, ist keine einzige in Erfüllung gegangen.

Im Jahr 1694 fuhr übrigens auch ein Tiroler Fuhrmann mit einem Wagen voll Wein in den Berg, und erhielt von den Bergmännlein 180 Duzend Dukaten dafür, kam aber wieder heraus ohne den Kaiser gesehen zu haben, was in der That fast lächerlich ist. Ferner gerieth vor Zeiten einmal ein Jägerbursch dahinein, und blieb ein Jahr lang darinnen. Er erzählte aber nur dem Erzbischof von Salzburg und sonst niemanden, wo

er gewesen und was er erlebt, starb übrigens schon ein Vierteljahr darnach. Der Erzbischof soll sehr tiefsinnig und nachdenkend geworden sein über das, was ihm der Jägerbursch gesagt.

Nachdem nun aber die, welche diese unterirdische Walhalla betreten haben, entweder gar nichts oder unächt es davon erzählen, so wollen wir lieber denen glauben, welche nicht hineingekommen sind, und es bleibt also dabei, daß Kaiser Karl darinnen sitzt, und daß sein Bart schon zweimal um den Tisch gewachsen. Nun liegt aber am Fuße des Untersberges ein breites Flachland, das Walserfeld genannt, und auf diesem steht jener dürre Birnbaum, der so berufen ist in der deutschen Sage. Er ist schon dreimal umgehauen worden, aber er schlägt immer von neuem aus, wenn es Zeit ist. Im Jahr 1814, als die deutschen Völker wieder viel Glück zu erleben hofften, schickte er sich abermals an zu grünen, aber es schien ihn bald zu gereuen, und schnell kam wieder die alte Dürre über ihn. Doch wird er einst noch einmal blühen, und dann wird der Bart zum drittenmal um den Tisch gewachsen sein, und Karl der Große wird mit seinen Mannen aus dem Untersberg heraufsteigen und seinen Schild an den Baum hängen. Dann wird der Kaiser die ungeheure Schlacht schlagen, welche Deutschland wieder einig, groß und herrlich machen soll. Dabei wird ein solches Blutbad entstehen, daß den Kriegern das Blut in die Schuhe rinnt, und da werden die bösen Menschen von den guten erschlagen werden.

Auch diese Sage blüht an verschiedenen Orten; nur sind die im Berg schlafenden Helden nicht überall dieselben. Im Odenberg in Niederhessen ist es abermals Kaiser Karl. In dem Kyffhäuser in Thüringen dagegen

schläft Kaiser Friedrich von Hohenstaufen, der Rothbart. Er sitzt am runden Steintisch, den Kopf in der Hand haltend, nickend, wie ihn Rüdert besungen hat. Sein Bart wächst um den Tisch, reicht schon zweimal herum, und wenn er zum drittenmal herumgewachsen, so wacht der Kaiser auf und tritt heraus — also ganz wie jener Karl im Untersberg. Auch am Kyffhäuser ist ein dürrer Baum; an diesen wird der Rothbart seinen Schild hängen, und es wird eine bessere Zeit werden. Im alten Bergschloß Geroldseck sollen Siegfried und seine Helden wohnen, und dem deutschen Volk, wenn es in höchster Noth sein wird, wieder hülfreich erscheinen. Eine Felskluft am Viertelstädtersee birgt die schlafenden drei Stifter des Schweizerbundes, welche auch wieder aufwachen, wenn ihrer das Vaterland bedarf. „Wie Vergangenheit und Zukunft,“ sagt Grimm, „das verlorene Paradies und das erwartete in der Vorstellung des Volkes in einander fließen, so glaubt es an ein Erwachen seiner geliebten Könige und Helden aus dem Bergschlafe.“ Karl der Große und Friedrich von Hohenstaufen, Siegfried von Nibelungen und die Männer im Grütli, sie werden alle wieder kommen. „Das ist des Epos rechtes Zeichen, daß es seinen Gestalten ewige, unvergängliche Dauer sichert.“

An manchen Orten tritt nun aber der versunkene Held in eine bedeutsame Verbindung mit dem wüthenden Heere. Zumal am niederhessischen Odenberg ist dieß der Fall. Der eingeschlossene Kaiser hat verheißen alle hundert Jahre hervorzukommen. Ist die Zeit wieder abgelaufen, so vernimmt man unverständliche menschliche Stimmen, lautes Hallohrufen, Trommelschlag, Hifthörner, Hundegebell, Pferdegetöse und das Rasseln

schwerer Rüstwagen. Einmal gingen Leute am Odenberg und hörten Trommelschlag ohne etwas zu sehen. Da hieß sie ein weiser Mann durch den Ring schauen, den er mit seinem gebogenen Arm bildete. Als bald erblickten sie eine Menge Kriegsvolk in Waffenübungen begriffen den Odenberg aus- und einziehen. Das ist ein uralter Zug; auch der nordische Odin wird den Menschen sichtbar, wenn sie durch den eingestemmtten Arm eines andern sehen.

Bekannt ist der Auszug des gespenstischen Mitters im Odenwald, der gewöhnlich beim Herannahen eines Kriegs vom Rodenstein mit ungeheurem Getöse nach dem verfallenen Schlosse Schnellert zieht, eine Erscheinung, über welche schon so viele Protokolle aufgenommen worden, daß in den Registraturen von Darmstadt und Erbach sehr ansehnliche Aktenstöße dieses Betreffes zu sehen sind. Das wilde Gejaid kommt übrigens in verschiedenen Spielarten durch ganz Deutschland vor.

In Niedersachsen und Westphalen wird der geisterhafte Waidmann, der auf weißem Rosse um Mitternacht durch die Wälder braust, Hackelberend genannt. Er soll ein Oberstjägermeister des Herzogs von Braunschweig gewesen und vor dreihundert Jahren gestorben sein. Man zeigt noch seinen Grabstein in einem Wirthsgarten, drei Stunden von Goslar. Die Dänen lassen ihren König Waldemar das nächtliche Waidwerk führen. Auch am Untersberg ist das wilde Gejaid bekannt, und da man eine innere Verbindung der versunkenen Berghelden mit dem wüthenden Heer voraussetzen darf, so wird sich nun alles erklären lassen. Wir müssen dabei aber wieder in die frühen Zeiten zurückgehen, wo das Christenthum in Deutschland mit dem Heidenthum kämpfte, und müssen

bedenken, daß die Gefinnungen der Neubefehrten dem erstern nicht alle gleich günstig waren. Viele waren mit voller Ueberzeugung zur neuen Lehre übergetreten, andere nur mit starken heidnischen Vorbehalten. Die erstern hatten nun die Wahl, die früher verehrten Götter für leere Einbildungen zu erklären oder auch sie für Teufel zu nehmen, die andern aber, welche den Glauben an ihre göttliche Fortdauer nicht ganz los werden konnten, bildeten sich eine eigene Ansicht aus. Sie meinten nämlich, die Götter, welche an dem neuen Lauf der Welt keinen Gefallen mehr haben könnten, hätten sich selbst verwünscht oder verwunschen; sie hätten sich in die Berge entrückt, um dort zu harren bis auf einen günstigen Umschwung der Zeiten.

So z. B. ist auch die in Hessen und Thüringen sehr bekannte Frau Hulda eine verwunschene Göttin. Aus ihr ist erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert eine Frau Venus geworden. Dieses liebliche Wesen wohnt in prächtigen Bergeshöhlen, zu welchen bisweilen ein Glücklicher oder Unglücklicher den Eingang findet. Ehemals waren mehrere solche Aufenthaltsorte bekannt, besonders in Schwaben; jetzt scheint sich die Sage nur am Hörjelberge in Thüringen erhalten zu haben. (Vgl. Bechsteins Thüringische Sagen.) Man erzählt von dem edlen Tannhäuser, der da einst hinabgegangen sei, und man sang darüber vor Zeiten ein schönes Volkslied, dessen erste Strophe also lautete:

Nun will ich heben an
 Von dem Tannhäuser zu singen,
 Und was er hat Wunders gethan
 Bei seiner Frau Venusinnen.

Herr Tannhäuser bleibt ein Jahr lang in dem Berge; dann aber nimmt er Abschied von Frau Venus, die ihn nur höchst ungern ziehen läßt. Er sagt ihr, er fürchte bei längerem Bleiben in der Hölle Gluth auf ewiglich verbrennen zu müssen. Frau Venus, als ein unchristliches Wesen, entgegnet ihm darauf:

Jhr sagt mir viel von der Hölle Gluth,
Und habt sie nie empfunden!
Gedenkt an meinen rothen Mund,
Der lacht zu allen Stunden.

Der Tannhäuser erwiedert darauf unter anderm:

— ich hab das nicht im Sinne!
Frau Venus, edle Fraue zart!
Jhr seid eine Teufelinne.

Der edle Herr scheidet darauf aus dem Berge in Jammer und in Reue. Er geht nach Rom zum Papst Urban und beichtet diesem über das Jahr im Berge. Papst Urban aber findet die Sünde nicht zu vergeben. Er zeigt auf einen dünnen Stab, den er in der Hand trägt und sagt: so wenig als dieser dünne Stab je wieder grün wird, so wenig kommst du je wieder zu Gottes Gnade.

Da zog er wieder aus der Stadt
In Jammer und in Leiden.
Maria, Mutter, reine Magd,
Muß ich nun von dir scheiden!

Er geht wieder, an seinem Heil verzweifelnd in den Berg zurück, und Frau Venus empfängt ihn mit allen Hulden:

Seid mir willkommen, Tannhäuser,
 Ich hab' euer lang entboren.
 Seid willkommen, mein lieber Herr,
 Mein Buhle auferboren.

Am dritten Tage aber fängt zu Rom der dürre Stab zu grünen an, der Papst sieht erschüttert dieses Wahrzeichen der göttlichen Vergebung, sendet Boten aus nach allen Himmelsgegenden, um den Ritter einzuholen und zurückzurufen, aber der Tannhäuser war schon wieder in dem Berge und ist seitdem nicht mehr herausgekommen.

Gerade also wie die weiblichen Göttinnen in der Bergentrückung fortleben, so auch die männlichen. Wer diese aber sind, zeigt eben ihre Verknüpfung mit dem wüthenden Heere. Das wüthende Heer hängt nämlich selbst mit Wodan zusammen, und hieß sogar in ältern Zeiten Wuotungsheer. Der alte menschenfreundliche Gott hatte für die bekehrten Heiden sein zutrauliches Wesen verloren, und war eine finstere, schreckhafte Gewalt geworden. Sämmtliche wilde Jäger in Deutschland sind nur mythische Personen, Substitutionen für den alten Wodan; alle sind nur für ihn eingetreten, der Rodensteiner so gut wie der herzoglich braunschweigische Oberstjägermeister Hadelberend, obgleich man seinen Grabstein zeigt. Da nun aber Kaiser Karl, wenn er aus dem niederhessischen Odenberg mit dem wüthenden Heer auszieht, nichts anders ist als Wodan, so wird wohl auch derselbe Kaiser, wenn er in demselben Berge schläft, nichts anders sein als Wodan. Es ist ein von der frühesten Sage zurückgestellter Gott, den sie aufbewahren wollte, für den Fall, daß einmal das Heidenthum wiederkäme. Selbst der weiße Bart des Kaisers

deutet auf Wodan. Da nun aber die Sage gern statt des Verwelkten und unverständlich Gewordenen das Frische und das Verständliche setzt, so trat an Wodans Stelle schon in frühen Zeiten Kaiser Karl. Wie seine Geburt mythisch war, so fiel er also auch nach seinem Tode wieder der Sage anheim. Später schien ihn Friedrich der Rothbart ablösen zu wollen, zu seiner Zeit, nach Aventins Worten, der theuerste und streitbarste Fürst in der ganzen Welt. Bekanntlich hat der greise Held in Kleinasien fern von der Heimath einen seltsamen Tod genommen. Er ertrank in einem unberühmten Flüsschen des Morgenlandes, oder, wie einige glaubten, er starb urplötzlich zu Seleucia, in der Stadt, während der Vesper betend. Das Volk glaubte, er sei gar nicht gestorben und werde wiederkommen. Ein altes Gedicht aus dem vierzehnten Jahrhundert will wissen, es gebe Bauern, denen er oft erschienen sei und gesagt habe:

Er solle noch gewaltig werden
 Aller römischen Erden;
 Er soll noch die Pfaffen stören,
 Und er woll' noch nicht aufhören.
 Er woll' mit nichten lassen ab;
 Nur er bring das heilige Grab
 Und dazu das heilige Land
 Wieder in der Christen Hand.
 Er wolle seines Schildes Last
 Hängen an den dürren Ast.

Der dürre Baum auf der Walserheide kommt überall wieder mit vor. So groß war übrigens das Vertrauen auf des Rothbarts Wiederkehr, daß noch hundert Jahre

nach seinem Tode ein Betrüger, der sich zu Lübeck für ihn ausgab, die ganze Stadt bethören konnte. Dieser Volksglaube machte den Kaiser allein schon fähig als entrückter Held im Berge fortzuleben. So hat er nun im Kyffhäuser den ältern Karl ersetzt, der seinerseits wieder den noch ältern Wodan verdrängt hatte. Im Untersberg hat sich Karl der Große vielleicht nur deswegen bis jetzt erhalten, weil ihm später Karl V. zu Hülfe kam; denn auch diesen verstehen einige unter dem verwunschenen Kaiser, und auch er hat einer solchen Annahme etwas entgegengebracht durch seine denkwürdige Abdankung, durch seinen Verzicht auf die Krone, in deren Reichen die Sonne nie unterging, und seinen Tod in einem stillen spanischen Kloster.

Was nun aber den Birnbaum auf dem Walsersfeld betrifft, und die große Schlacht, so war die älteste Sage viel schwermüthiger als die jetzige. Sie läßt nämlich, wenn der Kaiser wieder kommt, das Weltende nahe sein und den jüngsten Tag anbrechen. Es erscheint dann der Antichrist und die bösen Menschen werden von den guten erschlagen werden. Wahrscheinlich lag die uralte Idee zu Grunde, daß bei Wodans Wiedererscheinen statt der alten untergehenden Erde eine neue, seligere entstehen, und sich die Götter und das Menschengeschlecht verjüngen würden.

Wenn der Kaiser seinen Schild an dem Baum aufhängt, so bedeutet dieß, daß der Weltenrichter zu Gericht sitzen wolle, denn der Schild an einem Speer aufgehängt ist das altdeutsche Symbol des eröffneten Gerichts. In der späteren gedruckten Sage heißt es: bei Anfang der Welt Schlacht werde der Kurfürst von Bayern seinen Schild an den Baum hängen, und niemand werde

verstehen können, was dieß bedeuten solle. Dieß ist ein naives Geständniß der Sage, daß sie sich selbst nicht mehr verstehe; denn den Schild kann niemand aufhängen als der Kaiser, der ja den alten Wodan vertritt.

Im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert verband übrigens das Volk mit des Kaisers Wiedererscheinen die Hoffnung auf den Wiedererwerb des gelobten Landes, wie jenes Lied darthut. In neuerer Zeit legt man der Schlacht nur die Wirkung bei, daß sie Deutschland aus dereinstiger großer Trübsal erretten und schöne Zeiten herbeiführen werde. Doch spukt noch immer die alte Ansicht herein, und die wechselnde Sage behauptet auch: Karl der Große werde, wenn er einmal wieder erschienen, der letzte christliche Kaiser vor dem jüngsten Tage sein. Wer da recht hat, das wird erst die Zukunft zeigen, uns bleibt nichts über, als das Beste zu hoffen!

So viel von Karl dem Großen. Ein guter Theil der bayerischen Sagen erzählt aber auch von den drei Fräulein oder den drei Schwestern. Diese Mythen nun hat zuerst Hr. Panzer mit großem Fleiß gesammelt, ihr Wesen geistreich erkannt und sachkundig erklärt. Auch darüber wollen wir hier einiges mittheilen:

Es gibt in Altbayern und in den angränzenden Gebieten der Nachbarländer viele Ortschaften, in deren Nähe ein Hügel, nach volkstümlicher Anschauung ein „Berg“ sich findet. Die obere Fläche desselben ist oft so gestaltet, daß man an einen Wall denken kann, der in uralten Zeiten die Krone des Hügels umzäunt haben mag. Gewöhnlich fließt ein Bach daran vorbei. Von solchen Hügeln geht die Sage, es sei einst ein Schloß darauf gestanden, aber in uralten Zeiten verjunken.

In diesen versunkenen Burgen nun ist auch ein großer Schatz zu finden, den ein grimmiges Thier bewacht, sei es ein Drache, eine Schlange oder auch ein schwarzer Budel mit feurigen Augen. — Man gelangt dahin durch unterirdische Gänge, die aber nicht, wie man glauben möchte, der Mythe angehören, sondern, wie wir später sehen werden, der Wirklichkeit. Allein nicht nur der Schatz ist da verwahrt, sondern es wohnen dort auch noch jene, denen er einst angehört und dieß sind die drei Fräulein. Sie sind schon oft gesehen worden und ihre Gestalt ist in der Gegend wohlbekannt. Sie erscheinen am Sunwendtage oder zu heiligen Zeiten, bei nächtlicher Weile, hinter einander gehend; die ersten beiden sind weiß von Kopf bis zu Fuß, die letzte ist es nur bis zum Gürtel, von da ab schwarz. Die ersten beiden, meint man, seien zu erlösen, die dritte nicht. — An manchen Orten will man auch bemerkt haben, daß die drei Fräulein ein Seil spannen, von ihrem Burgstall bis zum nächsten; daß aus der Tiefe des versunkenen Schlosses am Sunwendtage ein Hahn kräht, daß zur selben Zeit ein schwarzes Roß bei Nacht aus dem Berge kommt und auf die Weide geht. Dieß sind die allgemeinen Züge der Sage, die indeß an manchen Orten noch voller und reicher erscheint, während wieder in andern Gegenden der Mythos sehr verkümmert, oft nur noch eine schwache Spur seines ehemaligen Daseins vorhanden ist.

Nun tritt aber ein eigener Umstand dazu, der die drei Fräulein ganz und gar in die Geschichte einzureihen scheint, nämlich dieselben drei Fräulein, so fabelhaft sie uns vorkommen mögen, treten auch als Stifterinnen auf und ihre frommen Stiftungen haben sich bis zum

heutigen Tage erhalten. Im Wald bei Sillaching liegt ein versunkenes Schloß, das ehemals drei Fräulein bewohnten, welche drei nahegelegene Kirchen gestiftet und der Jungfrau Maria geweiht haben. Dasselbe wird zu Frauenberg bei Freysing erzählt und ähnliches an mehreren anderen Orten. Am deutlichsten aber und scheinbar ganz lebhaftig hereintragend in die Gegenwart erscheinen die drei Stifterinnen zu Igling, Landgerichts Landsberg. In einem hinterlassenen Manuscripte eines dortigen Pfarrherrn fand der Forscher folgende Stelle: „Unter den adelichen Geschlechtern, welche von uralten Zeiten die Hofmark Igling besaßen, sind am ersten Orte die drei hochadelichen Fräulein mit Namen Heilrathinnen zu preisen, welche nach Meinung der bewährtesten Schriftsteller von Karolingischem Geblüte abstammen sollen und sich in Igling durch reiche Stiftungen an Weidenschaften und Waldungen berühmt machten.“ — Diese Stiftungen haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, weßwegen ihnen auch jene Ortschaft alle Jahre einen feierlichen Seelengottesdienst halten läßt. Die Ueberlieferung von den drei Stifterinnen ist dort also allen Anzeichen nach noch ganz frisch; nebenher aber geht schwefterlich und in aller Eintracht die Sage von den drei Fräulein.

Der fleißige Sammler dieser Sagen hat nun dargethan, daß die drei Fräulein nichts anders bedeuten können, als die drei altgermanischen Nornen, die Götinnen des Schicksals, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, der Geburt, des Lebens und des Todes. Die Edda, bei ihrem bekannten Zuge, die Mythen in's Ungeheure zu treiben, gibt den Nornen statt des griechischen Lebensfadens lieber ein langes Seil und das

spannen ja auch die drei Fräulein aus, wie am Hargenstein bei Reute oder am Nachelberge bei Flinsbach erzählt wird. Die dritte der Schwestern, die halbschwarze, die zu Jgling noch heutzutage „die Held“ heißt, hat aber nicht allein den Tod zu bedeuten, sondern noch etwas mehr. Es ist nämlich ganz deutlich, daß sich die alte Hel oder Hella, die Göttin der Unterwelt, mit ihr vereinigt hat. Deren Beruf war ursprünglich, die Seelen der Verstorbenen in Empfang zu nehmen und unerbittlich festzuhalten. Die Deutschen bewahrten nach ihrer Bekehrung den Namen, aber aus der Person wurde eine Lokalität, aus der Hella die Hölle. Auch in der Edda erscheint Hella halb schwarz und halb weiß. Sie reitet auf einem schwarzen Pferde durch das Land, um die ihr heimgefallenen Todten zu sammeln und somit ist uns denn auch das Urbild jenes unheimlichen Rosses gegeben, das um Mitternacht aus dem versunkenen Schlosse auf die Weide geht. Ferner verbindet die Edda mit der Hella, wie mit den Nornen, ein Hündchen, kampfsgierig und bluttriefend und dieses erinnert an jenen Pudel mit seinen feurigen Augen. Was endlich den Hahn betrifft, der aus der versunkenen Burg heraufträgt, so kennt auch die Edda einen schwarzen Hahn in den Sälen der Hella. Die versunkene Burg endlich hängt mit dem Glauben an Verwünschungen zusammen. Auch die drei Fräulein, die alten Schicksalsgöttinnen, haben sich verwunschen und mit ihnen ist die Burg in den Berg versunken. Wenn die Sage behauptet, sie könnten erlöst werden, so hat das vielleicht ursprünglich bedeutet, ihre Verehrung könne einst wiederkehren. Daß dieß sehr zweifelhaft, muß aber schon der neu bekehrte Heidendröfist gefühlt haben, weil er die

Erlösung an die schwersten Bedingungen geknüpft hat. Abgesehen von den vielen, wenn auch nur scheinbaren Jährlichkeiten bei dem Unternehmen selbst, wird an manchen Orten der Bruch des Zaubers davon abhängig gemacht, daß der künftige Erlöser als Kind in einer Wiege geschaukelt worden, die aus dem Holze des Baumess gezimmert war, der jetzt erst als schwaches Reis aus der Mauer eines bestimmten Thurmes spriest. Oder der Kirschkern, aus welchem das Holz zur Wiege erwachsen soll, muß von einem bestimmten Vogel in eine Ritze des Schloßgemäuers getragen werden u. s. w.

Jene unterirdischen Gänge aber sind zum Theil auch schon untersucht und durchforscht worden. Der Gang zu Mergenthau bei Augsburg — eines der besten Beispiele — ist in festen weißen Sand gehöhlt und verzweigt sich in mehrere Seitengänge, so daß die Gesamtlänge 225 Fuß beträgt. Er ist spitzbogig geschnitten und $6\frac{1}{2}$ Fuß hoch, 3 Fuß breit. In gleichen Entfernungen sind an den Seitentwänden kleine Nischen angebracht, wahrscheinlich um Lampen einzustellen. Auch die Gänge zu Reichersdorf, Rockenstein und Almering sind bereits vermessen — eine Arbeit, die nicht ohne viel unheimliches Schließen und Kriechen ablief — und es sind die Zeichnungen darüber dem Buche beigegeben. Der Verfasser zeigt nun, daß bei Burgunden, Franken, Langobarden, Alemannen, Angelsachsen und Friesen die Stellen, welche der Verehrung der Götter geweiht waren, als castra, als besetzte Orte erwähnt werden. Da wir nun auf vielen jener Hügel noch Spuren von Wällen und Gräben, da wir in den Gewölben selbst noch die Ueberbleibsel uralter Opfer finden, so ist es sehr wahrscheinlich, daß hier einst umfriedete oder besetzte

Opferstätten waren, deren Mittelpunkt allenfalls ein hölzerner Thurm gebildet, wie jener, von dessen Höhe herunter Beleda bei Tacitus weissagt. Die Pflege solcher Heiligthümer mögen aber wohl Priesterinnen, vielleicht gerade drei, geführt haben, und da der Ort den Schicksalsgöttinnen geweiht war, so darf man annehmen, daß dort auch das Schicksal verkündet wurde. Die unterirdischen Gänge dienten, wenn es so war, wohl zu verschiedenen Cultuszwecken, sie konnten zu mythischen Versenkungen benutzt werden oder wenn unterirdische Stimmen ertönen sollten u. s. w. Wenn nun der Nornentempel auch sein Grundeigenthum, seine Wiesen und seinen Bannwald hatte und dieser Besitz dann nach seinem Untergange an die neu erstehende Kirche oder an die Gemeinde überging, so erklärt sich auch, warum die drei Fräulein als Stifterinnen verehrt werden. Somit wäre denn die ganze Sage und Alles, was mit ihr zusammenhängt, auf glaubwürdige Art gedeutet und ausgelegt. Eigenthümlich bleibt es nur, wie deutsche Bauern, welche die größten Tage, die mächtigsten Ereignisse, die berühmtesten Könige und Kaiser in der deutschen Geschichte vergessen haben, mit ewiger Zähigkeit an dieser Sage festhalten und drei heidnische Phantome ihren Schatten über Jahrtausende hin bis in die Gegenwart hereinwerfen lassen.

Allein mit dieser sagenhaften Verewigung scheint den alten Nornen noch immer nicht genug Ehre erwiesen: die angestammte Liebe der Neubefehrten versetzte sie sogar in den christlichen Himmel. In manchen Orten nämlich, wo die Sage von den drei Fräulein auf einem nahen Hügel ruht, werden auch in der Kirche drei heilige Jungfrauen verehrt; ja die Mythe vermischt diese

beiden Dreitheiten und behauptet, die heiligen Jungfrauen in der Kirche seien gerade jene frommen drei Fräulein, die in dem versunkenen Schlosse gewohnt. Sie führen verschiedene Namen, Einpet, Wilpet, Wolpet, Gwerbet, Hirpet u. s. w., die sich indessen schwer erklären lassen. Dieser Cultus geht von Meransen, das in Tirol bei Brigen liegt, bis in den Dom zu Worms, wo auch die Bilder der drei heiligen Jungfrauen aufgestellt sind. Allenthalben werden ihnen Wunder, insbesondere Heilung der Kranken zugeschrieben. Es ist bemerkenswerth, daß diese Sage gerade bei dem ernstesten Altbayer einen Charakter bewahrt hat, in dem noch jetzt das düstere, schauerliche Wesen der alten Schicksalsgöttinnen durchscheint. Die heitern Franken wissen zwar hie und da auch von den drei Fräulein zu erzählen, aber die ihrigen sind meistens Wassernixen, welche sich gerne auf Hochzeiten einfinden und mit den Bauernburschen tanzen. Zwei von ihnen gehen zu rechter Zeit wieder nach Hause; die dritte aber verliebt sich gewöhnlich, veräumbt die Stunde, gewahrt dann wehklagend die Verspätung und bittet ihren Jüngling, sie bis zu einer Quelle zu begleiten, wo sie zu Hause sei. Bleibe das Wasser rein, so sei ihr verziehen, wenn nicht, so sei sie bestraft worden. Sie versinkt dann in den Born und gleich darauf spritzt daraus ein warmer Blutstrahl in die Höhe.

Somit zeigt sich denn gerade im bojoarischen Heidenthum ein bisher nicht geahnter, vor Jakob Grimms Forschungen wohl auch kaum erkennbarer Cultus der Schicksalsgöttinnen und diese Entdeckung ist das ausschließliche Verdienst des Herausgebers jener Sammlung. Während die Spuren der alten Nornen im übrigen

Deutschland sehr verschwommen sind, finden sie sich gerade in reichster Fülle bei einem Stamme, welchen mehrere unter seinen eigenen Gelehrten noch in diesem Jahrhundert gar nicht zu den Deutschen zählen wollten, sondern zu den Kelten, eine Verwandtschaft, die man damals freilich für sehr vornehm hielt.

Nachdem wir nun mit hinlänglichem Ernste die Geschichte und die Art des Volkes, seine Sitten, Gebräuche und Sagen besprochen, so glauben wir fast, ein frühlicher Leser möchte sich vielleicht, der halbgelehrten Spannung müde, nach etwas Erholung sehnen, nach einem heitern Ausblick in das wirkliche wahre Sommerleben des bayerischen Gebirges und dieser Glaube ermutigt uns denn hier zum Schlusse der Einleitung eine andere heiter gefasste Betrachtung folgen zu lassen, einen Artikel aus einer bekannten Zeitung, vor kurzen Jahren dort gedruckt, fast noch neu, wenigstens in keinem Stück veraltet, welcher dazumal seiner biedern Treuherzigkeit und offenen Einfalt willen von allen Freunden des Wahren mit der ehrenlichsten Anerkennung aufgenommen wurde. Er beginnt, da er im Windmonat geschrieben wurde, also:

Das Rosenmärchen ist erzählt,
Und honigsatt hat sich die Biene
Das Bett zum Schlummer schon gewählt.

So sang einst ein Tiroler Dichter, Hermann v. Gilm, von dem wir vormal's sehr viel, seit langen Jahren gar nichts mehr gehört, und diese schönen Worte mögen sinnig eine kleine Sommerfrischplauderei einleiten, die jetzt nach dem Schluß der Weinlese, wo der erste Schnee schon am Himmel hängt, freilich fast zu spät in die Welt tritt.

Vor allem wäre, wenn wir so viel Zeit hätten, das neue geräuschvolle, wimmelnde Leben zu schildern, das sich jetzt in unserm Gebirge aufthut. Die Eisenbahn bringt nie gesehene Schwärme deutscher Ausländer herbei, Westphalen, Niedersachsen und Friesen, Holsteiner und Mecklenburger, Pommern, Märker u. s. w., die alle freundlich aufgenommen werden, aber mitunter noch etwas ungemächliche Herberge finden. Ob dieser Strom fremder Landfahrer, der sich unaufhaltsam durch unsere keuschen Alpenthäler ergießt, der Einfachheit der alten Sitten nicht etwa gefährlich werden könne, ist nur noch eine müßige Frage, da er anerkanntermaßen gar nicht mehr aufzuhalten ist. Die Vertreter der materiellen Interessen, die Posthalter und die Wirthe, denken eher darüber nach wie man den willkommenen Zuzug festhalten, ihn der verführerischen Schweiz, der schmeichhaften Grafschaft Tirol entziehen, und jene die einmal gekommen, auch für die nächsten Jahre wieder herbanen könne. Daß wir Münchener, ehemals Tonangeber und Herrscher im Oberland, jetzt eigentlich expropriirt sind, daß uns die Gäste mit ihrer freigebigen Hand allenthalben zuvorkommen, daß wir statt der erwünschten Einsamkeit, in der wir nach Römer Art *procul negotiis* zu dämmern und Bureaustunden, üble Launen der Vorgesetzten, Parteien und Klienten zu vergessen pflegten, jetzt allenthalben feine Geselligkeit, Gespräche über Literatur und Münchener Berufungen, hochschotisch aufgeputzte Kinder, zeichnende Fräulein mit grünen Augengläsern, süßende Jungen im Shawl, gelehrte Theetrinker und viele andere fremdartige Erscheinungen antreffen; daß wir, statt wie früher unsere alten Röcke sparsam auszutragen, jetzt mit eleganter neuer Gebirgs-

toilette erscheinen müssen, um nur noch gezählt zu werden, alles das sehen wir ein, ergeben uns ins Unvermeidliche, und trösten uns nur damit, daß wir unsere Alpen auch noch in ihrer Reinheit und Jungfräulichkeit, in ihrer Stille und in ihrem Frieden gesehen haben. Von jetzt an, heißt es, ist's damit vorbei, und die wehmüthigen Bergfreunde denken schon an neue Entdeckungsfahrten in ruhigere, auch wohlfeilere Länder, wie z. B. in den bayerischen Wald jenseits der Donau und in andere Gegenden, die ich nicht verrathen will, damit ihnen die neue Völkerwanderung nicht abermals nachsetze.

Sonst gehen über die „Fremden“ verschiedene Meinungen, doch meistens gute. Sind auch manche abgeschmackte und hochnasige darunter, die unsere Gemüthlichkeit keineswegs erhöht haben, so vernimmt man doch wieder sehr lobende Urtheile über die Herren und Frauen aus Norddeutschland, über ihre zierlichen Manieren, über ihre gute Art sich in dieß und jenes zu schicken, auch über ihre Dankbarkeit gegen alle, welche sich um sie angenommen. Namentlich in Partenkirchen hörte ich viel angenehmes über sie erzählen. Man erinnert sich gern an die Dagewesenen, und freut sich, wenn sie wiederkommen. Man hat sich mit ihnen sogar in politischen Fragen verständigen können, und Grund zu der Annahme gefunden, daß bald durch ganz Deutschland nur eine Meinung gehen wird, nämlich daß die jetzigen Zustände erbärmlich seien.

In der That darf man aber sehr zufrieden sein, daß die Leute so vergnügt sind. In den Städtchen finden sie wohl gute Gasthöfe, aber auf dem flachen Land ist die Einfachheit noch viel größer als der Comfort. Wenn man die Nationen versuchsweise nach den

Jahreszeiten eintheilen wollte, so wären die Bayern entschieden ein Wintervolk. Der Sommer gilt auf unserer Hochebene nur als Nebensache, und alle Thatkraft ist darauf gerichtet der rauhen Jahreszeit würdig zu begegnen. Der prahlende Kachelofen steht wie ein Thurm oder Blockhaus in der Stube, die Thüren sind niedrig, die Fenster klein. Man verehrt diese engen, dumpfigen Gemächer, nennt sie „sehr gemüthlich,“ und macht daraus mit Vorzug die „Herrenstüblein.“ Ein leidenschaftlicher Hang zur Unbequemlichkeit ist den Altbayern, bei allen ihren sonstigen Tugenden, ohnedem nicht abzusprechen. Man hält viel auf Sitzbänke, die zu schmal, auf Betten, die zu kurz sind, und auch die Wohlthat einer leichten Sommerdecke schleicht sich erst allmählich ein in schwerem Kampf mit den alten winterlichen centnerschweren „Plumeaux,“ dem Stolz der Wirthinnen. Man macht sich auch wenig daraus, wenn eine Thür so krachend zufällt, daß bei Nacht alle Schläfer erwachen, wenn irgendwo ein Nagel herauschaut, an dem sich die Kleider reißen, oder ein Balken an dem man den Kopf anstößt. So z. B. findet sich beim Husarenwirth zu Garmisch im obern Stock ein Ort den man täglich besucht, und an dessen Thürpfosten ein überflüssiges Brett so weit heruntergenagelt ist, daß sich jeder der das Hekrutenmaß hat, das Haupt anrennt. Wenn dann der Unglückliche mit der Hand vor der Stirn und dem Ausdruck des Leidens im Angesicht wieder herniedersteigt, so lächelt die Husarenwirthin freundlich, als wenn etwas eingetroffen, was sie längst vorausgesehen, und sagt dann schmeichelnd: „Haben sich gewiß da oben angestoßen! Ja, ja, da stoßt sich jedermann an, das weiß ich schon!“ Weil es aber ein altes Herkommen ist, so

bleibt es bei dem Brett, und die Eingebornen, die von Jugend auf sich hier zu bücken gewöhnt sind, würden es wohl auch ungern vermissen.

Reinlichkeit gilt noch immer als eine nicht ganz werthlose, jedoch mehr facultative Tugend, die man allenfalls auch durch Treue und Redlichkeit ersetzen könne. Die Betten sind zwar sehr sauber und gut gehalten, aber die Tischtücher in der Woche öfter als einmal zu wechseln, ist auf dem Lande noch unversucht. Selten wird man auch in der Bratenbrühe eine geschmorte Fliege, noch seltener im Salat jenes Würmlein vermissen, welches uns bedeutsam an unsere Vergänglichkeit erinnert und auf das Jenseits hinweist. Noch immer werden auch die „Krügel“ nicht in laufendem Wasser, sondern in ehernem Kessel, eines in der Zauche des andern, gespült. Die wunderliche Sitte aus den verschmähten Tropfen, die etwa heikle Becher zurückgelassen, einen neuen Trank zusammenzuschütten für den arglosen Nachfolger, und ein anderes Herkommen, kraft dessen das getrübte Raß, welches vorne vom Hahn abläuft, sammt dem Schmutz, der von den Krügen und den rauen Händen des Schenken sich löst, wieder oben als heimliche Nachspende in das Faß gegossen wird, diese beiden Stammeseigenthümlichkeiten fristen auf dem Lande noch immer ihr Leben, obgleich die Obrigkeit in der Stadt ihnen schon vor mehreren Jahren ihr blaues Auge zugetwendet hat.¹

¹ Damit sich aber Niemand überhebe, wollen wir gleich bemerken, daß nach den verlässigsten Nachrichten die Wirthshäuser in Ober- und Unterfranken, ja, in den meisten andern Gegenden Deutschlands durchschnittlich weit hinter den altbayerischen zurückstehen. Den größten Schmutz habe ich immerhin

Im Uebrigen kann man auch jetzt noch bestätigen, was Aventin vor dreihundert Jahren gesagt: „Das ganze Land ist sehr fruchtbar, reich an Salz, Getreide, Vieh, Fischen, Wildpret und kurz, alles was zu der Schnabelweid dient, ist allda übrigs genug.“ Nur wäre gleichwohl zu bemerken, daß Fische an den Seen fast gar nicht zu haben sind, weil sie alle in die Stadt gehen, daß das Wildpret sehr selten und gemästetes Rindfleisch eigentlich auch nur an den Landgerichtssitzen vorkommt, während dagegen Salz und Brod allenthalben reichlich gefunden werden. Und wie es schon zu Aventins Zeiten „das gemeine Gerücht“ war, „nindest lebt und liegt man baß,“ so darf man dieß auch noch heute wiederholen, namentlich wenn man bei den Leistungen der Küche mehr auf die Fülle sieht, als auf die Zierlichkeit der Anrichtung und die feinere Kunst des Werkes.

Ein oft bemerkter Charakterzug ist auch eine moralische Abneigung gegen schöne Aussichten. So ein Wirth gewahr wird, daß sich die Fremden an seinem Fenster über die Aussicht freuen, so setzt er schnell, wenn er keine Holzhütte braucht, wenigstens ein paar Bäume davor. Ein ehemaliger Posthalter in Tegernsee errichtete sogar gerade zwischen dem Posthaus und dem See ein neues Wohngebäude, damit den Reisenden das herrliche Gewässer nicht zu sehr in die Augen steche. In Walchensee ist's, wenn ich mich recht erinnere, ebenso; in Seeshaupt hat man den Schirm etwas auf die Seite gesetzt; in Pöfzenhofen legt man jetzt zu demselben Zweck einen Obstgarten an u. s. w. Es ist dieß übrigens eine

im romanischen Graubünden gefunden; sowohl in reformirten Thälern als in katholischen, obwohl sonst unreiner Glaube und reine Wäße in einer gewissen Wahlverwandschaft stehen.

Eigenthümlichkeit, die man bis Meran hinein verfolgen kann.

Die Höflichkeit der Bedienung in weiterm Sinne, also Hausknechte, Kutscher, Schiffer u. dgl. mit eingeschlossen, sie kann nur nach landesüblichem Maßstabe gemessen werden, und wir protestiren entschieden gegen jede Vergleichung mit dem Auslande. Auf unsrer Hochebene versteht nämlich jedermann grob zu sein; nicht bloß Landgerichtspraktikanten, Eisenbahnconducteure, Hypothekenschreiber, Theaterkassiere, Truhnenlader und Postillone, sondern selbst graduirte Personen, Anwälte, Richter, Aerzte, junge und alte Professoren bedienen sich zur Sicherung und Erhöhung ihrer Bedeutsamkeit oft mit Geschick der derberen Landesmanier. Sie scheint ihnen in Friedenszeiten die beste Fahne für Mannes Muth und Kraft, und mancher dieser Tapfern blickt waffenstolz hernieder auf die feinern Leute. Wer diesen freien unverfälschten Gedankenaustausch zu schätzen weiß, der braucht nur von der Nordsee gegen den Wendelstein zu reisen, und wird finden, daß die Eindrücke immer angenehmer werden, gerade wie der, welcher vom rauhen Brenner hinunter nach dem rebenreichen Brigen und Bozen gen Italien zieht — nur darf sich jener nicht zu lang in Bamberg aufhalten, da sonst die ersten Empfindungen im Hauptland wesentlich geschwächt werden. Sollte übrigens des Guten mitunter zuviel geschehen, so ist dagegen der Pilger befreit von jener Aufdringlichkeit, die in der Schweiz so lästig fällt. Er ist immer Herr seiner selbst; es gibt keine Lohnbedienten, keine Führer, keine Schiffer, keine Schnitzwaarenhändler, keine Blumenmädchen, die ihn auf der Straße anhalten, den Weg vertreten und seine constitutionelle Freiheit

beschränken. Was der Fremde allenfalls von dieser Gattung bedarf, das läßt sich eher suchen, und ist oft schwer zu finden.

Die früheren bayerischen Kellnerinnen, die schlanken, leichten, neckischen Elfen, haben sich nahezu verloren.¹ Die schönen kann man, wie vielfache Erfahrungen gezeigt, länger als drei Vierteljahre nicht im Hause behalten, und der ewige Wechsel ist zu lästig. Man wählt jetzt lieber garstige, die über Hoffnung wie Furcht hinaus sind, und ihren Dienst oft sehr pflichtgetreu verrichten, nur daß die Grazie fehlt. Immerhin ist man noch stets viel wohliger daran als mit dem vornehmen, windigen Kellnertroß in den großen deutschen Hotels.

Außer Himmel und Erde, Wald und See wird der Reisende aber kaum etwas anderes öfter sehen, als das Bierfrüglein — zumal wenn er im Wirthshaus lebt. Der fröhliche Klang der schnappenden Deckel begrüßet seinen Ausgang und ein milder Schlastrunk labt ihn freundlich, ehe er sich zu Raste legt. Viel weniger ist auch auf dem Lande von der Münchner Kunst, von der neuen bayerischen Wissenschaft die Rede, als von dem biedern Nationalgetränke. Wie das Gespräch von der Witterung oft landsfremde Leute zusammenführt, und

¹ Wer denkt bei deren Erwähnung nicht an die jüngst erschienenen Gedichte unsers heitern, doch tiefsinnigen Melchior Meyr, der als Junggeselle unter anderm schalkhaft singt:

Soll ein Trank uns wahrhaft legen
Und erfreuen Herz und Sinn,
Muß ihn auf die Tafel setzen
Eine hübsche Kellnerin —

wobei wir jedoch zur Steuer der Wahrheit anmerken müssen, daß seine ernstern Lieder ebenso viel zu denken geben als seine lustigen zu lachen.

der Anfang treuer Freundschaft wird, die mitunter für das ganze Leben dauert, so leitet oft die Frage: Ist frisch angestoichen? oder: Laufts schon lang? die angenehmsten Verbindungen ein. Eigenthümlich aber, daß wir noch keine Geschichte des bayerischen Bieres besitzen, während wir doch einer Geschichte der bayerischen Patrimonialgerichte und anderer Institute, die sich viel vergänglichlicher gezeigt, uns rühmen können. Da Vater Aventin wohl des Weines, ja des istrischen und veltlinischen erwähnt, aber des Bieres kein Gedächtniß thut, so ist es fast, als hätten die Bayern zu seiner Zeit dieß Getränk noch gar nicht gekannt; doch zerstreuen solchen Zweifel wieder mancherlei Urkunden, die vom neunten Jahrhundert anfangend des freundlichen Saftes erwähnen, wie denn z. B. im Jahre 816 eine *carrada de cerevisia* vorkommt, als Abgabe von der Kirche zu Böhren. Im Jahr 1293 geschah es ferner, daß die Herzoge Ludwig und Otto geboten, es solle ein ganzes Jahr hindurch in ihrem Land zu Bayern kein Bier mehr gebraut werden — eine höchst auffallende, noch lange nicht genügend erklärte Verordnung, die jetzt, wenn sie je erneuert werden sollte, die böseartigsten Erschütterungen, wenn nicht den völligen Untergang des Staates herbeiführen könnte. Eine schöne Zeit für Biertrinker war dagegen das Jahr 1542, wo der Landtag das Sommerbier auf zwei Pfennige und das Winterbier auf drei Heller die Maas festsetzte! Welche tiefinnige Volksthümlichkeit, welch' unwiderstehliche Gewalt würde unser jetziger Landtag gewinnen, wenn er ein solches Ziel ebenfalls erreichen könnte!

Ein sprechendes Zeichen unserer edlen Einfalt war und ist es, daß wir zu allen Zeiten nur Ein Bier

brauten — eines, aber einen Löwen. Nicht ohne großes Selbstbewußtsein blickt der Bayer auf die bunte Musterkarte norddeutscher Gebräue mit ihren lächerlichen Titeln, auf den Brausegut am Harz, den Beißdenkerl zu Voigdenburg, den Hund zu Bremen, den Stürzdenkerl zu Dornburg, die Caccabulla zu Duisburg, den Krabbelanderwand zu Eisleben, den Maulesel zu Jena, den Mordundtod zu Köpenik, das Lumpenbier zu Wernigerode, und so viele andere, die sich alle nach seiner Meinung nur in so ferne unterscheiden, als sie sämmtlich mehr oder weniger ungenießbar sind.

Nur einen Gefellen und siegreichen Wettkämpfer brachten die rollenden Jahrhunderte, nämlich den Bock — doch ist es dasselbe Getränk, nur feiner und edler — das Bier in seiner Verklärung. Ihn zu keltern, war früher ein eifersüchtig gehütetes Vorrecht der kurfürstlichen, dann königlichen Hofbrauerei, aber seit mehreren Jahren ist die Befugniß allen Sudherren freigegeben. Diese Freiheit veranlaßte bereits eine anmuthige Erscheinung, welche den alten Ruhm unserer Brauerei bis in die weitesten Fernen zu tragen wohl geeignet ist. Herr Georg Bichorr, der jüngere, erfand nämlich im vorletzten Winter eine neue Spielart des beliebten Edelbieres, einen Bock für beide Hemisphären. Er wird zwar auf unserer rauhen Hochebene, jedoch mit steter Rücksicht auf die Anforderungen der tropischen Zonen, eingesotten. Diese Flüssigkeit schmeckt ernst, mild und geistreich, nicht ohne einen leisen Zug von Bitterkeit, wie es eben auch unsere Art ist. Um vor Verfälschung sicher zu sein, wird sie, wie deutscher Volksgeist, in Flaschen gefaßt, welche mit dem Silberhelm des Champagners bewehrt, mit schmucker dreisprachiger

Etikette geziert und allerwege weltläufig hergerichtet sind. Bereits ist sie mit Ehren auf hohen Tafeln credenzirt worden. Viele tausend Flaschen gingen schon über das Weltmeer nach Rio Janeiro. Andere Straßen werden sich wohl auch noch finden. Und sollte dem Culturhistoriker nicht ein erfreuliches Bild entstehen, wenn er sich ausmalt wie unter andern Sternen, im äußersten Thule, an der Grenze der Kaffern und zu Adelaide, am Mississippi und zu San Francisco beim Genuß dieses geistigen Erzeugnisses der Deutsche unter erotischem Laubdach der süßen Heimath, der kühlen Felsenkeller und der warmen Herzen, der deutschen Lieder und vor allem der deutschen Freiheit gedenkt!

Vieles, ja viel Ungerechtes und Verlegendes ist den Altbayern nachgerufen und nachgeschrieben worden, wegen dieses ihres Lieblingsgetränks. Besonders die Schnapsländer haben sich stets am meisten moquirt über diese Stammeseigenthümlichkeit, obgleich sie selber, wenn sie einmal über Donau und Lech hereingebrochen, an diesem flüssigen Lotos ein tiefes Gefallen zu finden beginnen, und selbst zur Polizeistunde oft nur mit sanfter Gewalt aus den Wirthshäusern hinauszuschaffen sind. In der That ist es auch, mäßig genossen, ein lieblicher Trank, gesellig und friedlich, weil es viel langsamer als der Wein zur Berauschung, zu Lärm und Streit verführt, billig und vor allem republicanisch, da es der Fürst, der König nicht anders erhält, als der Bettler. Wenn die Altbayern auf der Leipziger Messe weniger literarische Kleinodien auslegen, als die meisten andern Deutschen, so ist dieß, wenn nicht ihrer Bescheidenheit, so sicher auch nicht ihrem Nationaltrank zuzuschreiben, sondern eher ihrer Vorliebe für Ackerbau und Viehzucht,

wie ja auch die Arcadier im alten Griechenland keinen Homer und keine Tragiker erzeugten, und auch heute noch die Pommern, die Märker, die Mecklenburger das-
 selbe thun oder vielmehr unterlassen. Daß man manchen
 Schoppen Bier zu trinken und dabei doch geistreich zu
 sein vermöge, hat unter anderm Jean Paul nachah-
 mungswürdig dargelebt. Mit besonderer Freude aber
 begrüßte ich bei Gelegenheit der vorjährigen Schiller-
 feier eine anziehende Notiz in Gustav Schwabs beredtem
 Leben des Dichters, daß nämlich derselbe wenigstens in
 jenen Tagen, als er mit Don Carlos umging, und
 schon vorher viel lieber Bier als Wein getrunken habe.
 Wenn nun schon das Mannheimer Bier der ihm ein-
 wohnenden Muse so gedeihlich war, was würde er erst
 gedichtet haben, wenn er mit unserm Münchner Nectar
 vertraut geworden wäre? Jedenfalls legt jene Neigung
 unsers unsterblichen Lieblings glänzend dar, daß du,
 o Leser! auch beim Biergenuß ein dramatischer Dichter
 sein und werden kannst. Nebenbei gesagt, hat's mir
 auch leid gethan, daß dazumal, als wir zu München
 alle mit der Säcularfeier des Helden beschäftigt waren,
 kein einziger Landsmann uns erinnerte, daß Schiller
 auch einmal ein Bayer gewesen sei. Er selbst schreibt
 doch nicht ohne Stolz im Hornung 1783 von Mannheim
 nach Bauerbach: Jetzt bleib' ich — durch meine Auf-
 nahme in die gelehrte Gesellschaft, deren Protector der
 Kurfürst ist, bin ich nationalisirt und pfalz-bayerischer
 Unterthan! — Das Hochgefühl, das aus diesen Wor-
 ten spricht, hat den Edlen gewiß auch getröstet über
 den Ehrensold von fünfhundert Gulden, den ihm der
 kunstliebende Kurfürst, der gegen seine Schätzchen so frei-
 gebig war, gewährte. Ueberdies hatte er noch den andern

Trost, ein Berufener zu sein, was in Bayern immer zu den ersten Lebensgenüssen gehört. Und vielleicht fand er eine weitere Beruhigung gerade wieder in jener braunen Aganippe, wo sie ja auch schon Samuel Johnson in ähnlicher Lage gefunden haben dürfte, wenn er anders den Rath befolgte, den sein alter Einsiedler in folgender Ballade zu geben wußte:

Hermit old, in mossy cell
Wearing out life's evening gray,
Strike thy pensive breast, and tell:
Where is bliss, and which the way?

Thus I spake, and frequent sigh'd,
Scarce repress'd the falling tear,
When the hoary sage replied:
„Come, my lad, and take some beer.“

Uebrigens sind Bierverhältnisse immerhin schwer zu berühren und das Jubenalische *difficile est* gilt hier dreifach. Den andern Deutschen gegenüber verräth es wenig Geschmaç einen Gegenstand zu besprechen, der in guter Gesellschaft nicht besprochen, nur getrunken sein will, und im Inland ist das Ehrgefühl der ländlichen Brauherren so fein und reizbar, daß sie lieber das Bier zehnmal zu ätherisch machen als sich ein einzigesmal darum bereden lassen. Seitdem der Gerstenwein aus dem Waldschlößchen bei Dresden und aus andern mittel- und norddeutschen Sudstätten in dem mitternächtigen Deutschland fast alle südliche Concurrnz zu ertödtten droht, scheint die Weltherrschaft unsers Arcanums überhaupt gebrochen. Wie manchen Volksstämmen gewisse universalhistorische Ideen zur Bewahrung anvertraut

waren, bis die andern Nationen herangereift, so auch den Bayern das einzige wahre, welthistorische Bierrecept, das jetzt auszugehen anfängt unter die herangebildeten Völker, unter Christen und Heiden, sogar unter die Amerikaner, die von dem bayerischen Lagerbier demnächst eine Wiederherstellung ihrer öffentlichen Mäßigkeit erhoffen, und so auch hier, wie in allem, zu den verkehrtesten Consequenzen gelangen.

Statt der frischen, lustigen, goldgelben Biere kommen jetzt auf dem flachen Lande die traurigen, brenzlischen, dunkelrothen schon mehr und mehr in Schwung, weil profitabler für die Wirth, welche, wie man unter vier Augen gesteht, hier noch ein erkleckliches nachgießen können, ohne daß die Farbe leidet. Das scheint mir der Anfang vom Ende. Uebrigens wie im glücklichen Hellas sieben Städte um die Heimath Homers, so streiten im glücklichen Bayern sieben oder noch mehr brave Landstädtchen um den Ruhm, das beste Nationalgetränk zu brauen — ich aber lege meinen Lorbeerkrantz auf das ehrenreiche Bräuhaus zu Tegernsee, ¹ wo der uneigennützigste Königssohn eine lautere Quelle strömen läßt, an der sich im Sommer alle deutschen Völker von Auf- und Niedergang, alle politischen Parteien mit Dank und Verehrung laben, Großdeutsche und Gothaer, wie die zukunftsvollen Anhänger der Trias, ja selbst die Demokraten, insofern man bei der letzten Volkszählung überhaupt noch Anhänger dieser widerwärtigen Sekte gefunden haben sollte. O, könnten wir doch allen, die jetzt für unsere Ehre und unsern Ruhm auf wissenschaftlichen Fahrten im Auslande sich befinden, dem

¹ Bekanntlich dem Prinzen Karl gehörig.

eischen Forscher im Escorial, dem noch hier befindlichen hesperischen Forscher in den Londoner Bibliotheken und andern Lieben, alle festlichen Tage über Berg und Thal hinüber einen kellerfrischen Humpen zur Hand stellen! ¹

Die Preise sind wirklich noch leidlich, wenn auch nicht „fabelhaft billig,“ wie die Berliner allenthalben ausschreien, zum Entsetzen der Inländer, die ein solches Hehen der Wirths für ganz undankbare und vernunftwidrige Arbeit halten. Darum wäre es in der That zu wünschen, daß jene Reichen und Vornehmen, die ufermärkischen Granden und andere, sich endlich in die Landesitte fügen und die üblichen Zechen geduldig hinnehmen möchten, wenn sie ihnen auch ihrem Stande und ihrer Bedeutung auf dem preussischen Landtage nicht entsprechend scheinen. Neun Kreuzer rheinisch für eine Cotelette sticht allerdings sehr anmuthig ab von den zehn Neugroschen (35 fr.), die ich für dasselbe Gericht in der Stadt Rom zu L*. zu zahlen hatte, überdies noch bei schmutzigem Tischtuch und einer Aufwartung, die alles war, nur nicht was sie sein sollte.

Haben wir nun hier nicht ungern etliche Muttermaler in unserer National-Physiognomie berührt, so muß gleichwohl auch auf das hoffnungsvolle Keimen und Sprossen hingedeutet werden, welches man im Wirthshauswesen allenthalben gewahrt. Bei neuen Bauanlagen bricht bereits die Ueberzeugung durch, daß Geschmack

¹ Unter dem eischen Forscher dürfte hier Herr Dr. J. M. Müller, Professor der orientalischen Sprachen, verstanden werden, welcher damals im Escorial mit arabischen Manuscripten beschäftigt war; der hesperische Forscher möchte Professor Konrad Hoffmann seyn, welcher zu jener Zeit zur Benützung abendländischer Handschriften nach London abzugehen im Begriffe war.

und Bequemlichkeit nicht viel theurer kommen, als ihr Gegentheil. Der Sommer fängt allmählich an eine Hauptsache zu werden, und selbst die engen und beschränkten Herrenstüblein ringen nach Licht und Freiheit. Und in der That, da uns das letzte Jahrzehnt so vernehmlich zugesungen: „Laßt ab von großen Plänen, sie sind euch nicht gesund“ — so bleibt uns fast — obwohl es noch einsichtige Herzen gibt, die da trauern über gebrochene Hoffnungen und zerstörte Träume — so bleibt uns fast nichts übrig, als auf die Erhabenheit unserer frühern Gedanken zu verzichten und unser Ländchen so kalobiotisch einzurichten, als es die Segnungen der Natur, die Gemüthsart der Menschen, so wie die bestehenden Gesetze und Verordnungen erlauben.

Nun fragt sich's aber, wie sieht's mit den Handbüchern aus, denn norddeutsches Volk will lesen. Habt ihr ordentliche Beschreibungen, damit man an Regentagen auf dem Ruhebette sich unterhalten kann, damit man nicht überall hinzugehen braucht, und doch den Genuß hat, als wäre man dort gewesen? Weniges ist hier zu nennen, und von dem wenigen ist das wenigste in Gebrauch, das mehrere schon vergessen und vergilbt. *Graeca sunt, non leguntur*, sagt der Bojoare, wenn ein Münchener ein Buch herausgibt (oft ist's aber auch darnach). Der Altbayer glaubt sich überhaupt nicht zum Lesen geboren, sondern zum Schreiben — nur dieses hält er für nutzbringend und eines freien Mannes würdig. Die Lectüre dagegen scheint ihm unpraktisch, eine widernatürliche Nachgiebigkeit gegen das deutsche Ausland, das mit seiner überflüssigen Leserei so viel unangenehmen Wind zu machen wisse. Es gibt Leute, die mit Berichten, Tabellen, Protokollen, Recessen, Deductionschriften,

Referaten, Erkenntnissen, ganze Riße und Ballen verschreiben, bevor sie nur eine Zeitung dazwischen lesen — manche ereilt der unerbittliche Tod, ehe sie noch das lang verschobene Vorhaben ausgeführt. Während sich so der schriftliche Geschäftsstyl zur größten Feinheit, zu einer merkwürdigen Clafficität herausgebildet, schmollen die gedruckten Schriftsteller, und klagen über die Kälte der Zeit. Auch haben wir nicht einmal die gewöhnlichsten Hausmittel, um in der Nähe berühmt zu werden, denn die „wahrhaft gute“ Presse, welche die Erzeugnisse der Gerechten hinlänglich lobt, findet wenig Leser, und ein unabhängiges Literaturblatt, wie es jetzt als gleichzeitiger Annalist unseres neuen literarischen Aufschwungs sehr wünschenswerth wäre, bringt sich gleichwohl nicht fort — ich weiß auch nicht warum. Hat nicht die geistreiche Verfasserin der „Initials“¹ Leben und Landschaft zu Seon so reizend geschildert, als wäre dort die Heimath ihrer Jugend, hat das Buch nicht in England mehrere Auflagen, in Norddeutschland eine Uebersetzung erlebt, und bin ich nicht selbst ein Zeuge, daß heuer im Bad zu Seon das Dasein dieser Verherrlichung niemand kannte? Oder wer weiß etwa, daß unser Westenrieder, dem seine „Leser“ zu München ein Denkmal gesetzt, schon im Jahre 1784, damals noch ein „Aufklärer“, dem Starnberger See eine geringe Beschreibung, wie er sagt, in der That aber ein treffliches Schriftchen gewidmet hat, in dem er, mit der schönen Flamme, die damals in vielen bayerischen Herzen glühte, bemüht war, „das Vorzügliche und Seltene, das Schöne und Prächtige,

¹ Frau Baronin v. Tauphous in München, eine geborne Montgemery aus Irland.

das man hier besitzt und genießt, dem deutschen“ — sage „deutschen Vaterland darzulegen.“ In patriotischer Weihe zieht er hinauf gen Fürstenried, und besieht den Garten mit seinen melancholischen Gängen, „wo die hohe Traurigkeit wandelt;“ er betrachtet den Ackerbau, die Forstwirthschaft, den Fischfang, und macht Vorschläge zu deren Verbesserung, er bespricht die Bewohner wie ihre Volksspiele, und preist die Einfachheit des bauerlichen Lebens. Mitunter zeigen sich Stellen voll einer köstlichen Sentimentalität, die jetzt noch duftet. — Auch die kurfürstliche Lustflotte beschreibt er, und den prächtigen Bucentaur, den sich Ferdinand Maria hier erbaut. — Dann erforscht der Pilger die Geschichte der Schlösser und Landhäuser, erfreut sich an der edlen Gastfreundschaft des Herrn von Birchinger zu Kempfenhausen, und schließt zuletzt mit einer begeisterten Apostrophe an den Mann, der das Land und den Wald und das einsame Wandeln auf heiliger Stätte liebt. Und so du, o Leser, derselben Seelenschönheit dich rühmen darfst, und so du das Land und den Wald und die heiligen Stätten liebst, so fahre nur immer hin gegen Mittag, in die blauen Alpen auf den Wegen, welche die nächsten Bücher dir weisen werden.

Uebrigens hat man sich in den letzten Jahren an allen Orten meisterhaft unterhalten. Viele gefielen sich dießseits der Isar, andere jenseits; wo eigentlich schöner zu hausen, ist eine Frage, die jeder nur aus dem eigenen Innern beantworten kann. In den Ländern gegen Abend lockt der Würmse mit seiner landschaftlichen Pracht, der Ammersee mit seinen stillen Reizen, der Reichenberg mit seiner unermesslichen Aussicht; die Zugspitz, die Königin der Berge im Westerlande mit dem

schönen Wiesenthal zu ihren Füßen, und endlich die Zachenau mit ihren arkadischen Recken. Doch werden auf dieser Seite neben den großen und schönen Gewässern auch viel Sumpf und Fülz, viele weite morastige Waldstrecken und schlechte Heiden gefunden, auf welchen sich eine traurige Art von Menschen fristet, die „Fülzler,“ arme verkommene Geschöpfe, meistens ehemalige Colonnisten, denen der Bettel nur sehr mühsam abzugewöhnen ist. Uebrigens haben die Leute auch im Gebirge, die Zachenauer ausgenommen, auf dieser Seite nicht die frischen, freien Manieren, die heitere, muthige Lebenslust, nicht das ächte alpenhafte Wesen, wie es jenseits der Ffar auftritt.

Darum möchte ich fast sagen, freudiger und lustbarer ist unser Osterland, die Landschaften, die gegen Aufgang, über den Inn hinaus gegen die Salzach, nach dem schönen Oberösterreich ziehen. Hier blaut zur Rechten der Wendelstein, der Hort des bayerischen Almensangs; hier leuchtet allenthalben durch die Scharten des Vorgebirges der geisterhaft weiße Benediger; hier blitzen mannigfache Seen, auch „das bayerische Meer“; hier locken stattliche Städtchen und allerlei Bäder, zu Wilzing, Rosenheim, Traunstein, Reichenhall u. s. w. Der Bauer ist in dieser Gegend groß gewachsen, reich und stolz, redlich und derb; baut sich, statt in Creditactien zu speculiren, lange, große zweistöckige Häuser mit blendenden Fensterscheiben, nimmt auch die Kunst schon in Anspruch, läßt sich schöne Grabmäler setzen, und über den Pforten seiner neuerbauten Heimath einen breiten Denkstein, welcher seinen und seiner Ehegemahlin Namen selbst den kommenden Geschlechtern aufbewahren soll. Auch die Städte, wenn schon klein, haben etwas

getragenes, gebiegenes in sich. Michach, Schrobenthausen, Pfaffenhofen, Dachau, die Städtchen der Westerseite, obwohl reinlich und sauber, zeigen doch eine gewisse Zerfahrenheit. Die Häuser, bald hoch, bald nieder, stehen krumm und gerade, bald weit, bald nahe aneinander, lassen noch immer merken, daß man sie einmal vor fünf- oder sechshundert Jahren, als sie noch große Dörfer waren, plötzlich hergenommen, mit Ringmauern umgeben, und dann zur Stadt erhoben hat. In Stellung und Aussehen ihrer bürgerlichen Anwesen glaubt man den ehemaligen Bauernhof noch halbverschleiert zu erkennen. Dagegen hat der Inn, der uns seit alten Zeiten mit Wälschland verbindet, auch die Regel und das Gepräge romanischen Stadtbauwesens heraus geflüßt, und alle die Städte, welche sich in seinen und der schweizerischen Salzach Fluthen spiegeln, wie weiter hinein die tirolischen, gewähren jene hohen, dicht aneinander gerückten, vornehmen Häuser mit hoch aufragenden, das Dach verdeckenden Stirnmauern, auf deren Sims, falls die patriotische Kunstliebe noch weiter um sich greift, z. B. alle die Biedermänner aus der bayerischen Spezial-Walzhalla bei Sendling einst bequemlich Platz finden werden. Wasserburg zumal, ein Sitz der ehemaligen bayerischen Kreistage, hat ein alterthümliches Ansehen, und wenn man auf dem Marktplatz vor dem gothischen Rathhaus steht, so fühlt man sich angeweht, wie in einer alten freien Stadt des Reiches.

In diesen Landstrichen wird man selbst die edlen Genüsse feinerer Gastwirthschaft nicht vergebens suchen. Wer möchte nicht z. B. das ehrentwerthe Schuhbräuhaus zu Aibling loben, oder die Post zu Steinhöring, Herrn Schlüsselfeder zu Wasserburg, die Post zu Frabertsheim

(man lebt da wie in Hamburg und zahlt wie in London), das stille Klosterlein zu Seon, Herrn Wiespauers großes Gasthaus zu Traunstein und so manche andere gemüthliche Herberge, die dort im Verborgenen blüht.

Dieses Land ist auch reich gesättigt mit Industrie, mit Salzwerken, Sudstätten, Eisengruben, Hochöfen u. dgl. Im ganzen alten Herzogthum Bayern ist keine Gegend, in der so viel gezimmert, geschürt, gepocht und gehämmert wird, wie hier. Wer diesen vulcanischen Eindrücken entgehen und sich ganz und gar dem Hirtenleben ergeben will, dem öffnet sich dagegen das herrliche Bergland, das die Isar und der Inn bespülen. Dort liegen die wunderschönen Thäler, in denen der Tegernsee und der Schliersee blitzen und glänzen, umgeben von blühenden Dörfern, von grünen Bergen, umwohnt von guten, fröhlichen Leuten, — eines der herrlichsten Gebiete in den deutschen Alpen!
